



© 2002

Vorwort

Es ist kein Zufall, dass wir gerade jetzt wieder beginnen mit unseren Gedanken durch die Länder der Elfen zu ziehen. Es ist eine uralte Sehnsucht, die uns mit ihnen verbindet. Die Erinnerung an eine Zeit, in der Elfen und Menschen einander noch nahe waren, da sie gemeinsam auf einer Erde wandelten, mit einander sprachen und lachten, am Feuer Geschichten erzählten und tanzten.

Heute sind wir kaum in der Lage uns an unsere eigenen Wanderungen durch die Jahrhunderte zu erinnern. Wie also sollten wir da ausgerechnet diese zarten Geschöpfe in unserer Nähe behalten; wider den Schleiern, die sich zwischen die Geschlechter legten.

So wie Gondwana-Land, dieser sagenumwobene Kontinent, der einstmals den Ursprung aller Landmassen auf unserem Planeten gebildet hat, - so wie diese endlich große Scholle auseinander trieb, zum Bersten gespannt, bis es endlich in eine Anzahl von Kontinenten zerfiel, die wir nun unsere Welt nennen, so trieben alle Kräfte im Universum auseinander. Die Astronomen nennen es Wachstum. Das Universum geht gewissermaßen auf wie ein Hefezopf.

Was wirklich dahinter steckt, ist eine Verlangsamung der Schwingung. Und mit dieser Schwingung driften auch wir auseinander, werden größer und älter. Unsere Bauwerke wachsen, gewinnen an Festigkeit. Wir fügen uns sozusagen dem Wachstum der Zeit im endlichen Raum.

Nicht so die Elfen. Sie leben - wie sie immer gelebt haben. Ihre Schwingung hat sich nicht verändert. Hätte sie ´s, dann wären allgemein hin wohl Elfen ebenso sichtbar wie Bäume oder Wolken. Nein, sie haben sich nicht verändert. Sie sind geblieben, wie sie waren. Und das ist im tiefsten ursprünglichen Grunde wundervoll.

Myriel

Auch die Elfen empfanden diesen Sommer als unglaublich heiß und anstrengend. Kaum dass sich jemand an solch eine Welle der Trockenheit erinnern konnte. Bäume wie Sträucher hatten längst den Saft verloren und ließen noch vorhandenes Blattwerk müde und ausgelaugt gen Boden hängen. Alles lechzte nach einem Tropfen frischen Wassers oder wenigstens einem sanften Lüftchen. Doch nichts schien den Himmel zu erweichen. Gnadenlos briet die Sonne Wiesen und Wäldern auf den Pelz, dass sie bald welk und braun dem Fell eines Bären schon ähnlich waren.

Für die Hüter des Waldes bahnte sich unaufhaltsam eine Katastrophe ungeheuren Ausmaßes an. Mit der letzten ihnen noch innewohnenden Kraft pflegten sie Bäume und Kräuter, Wiesen und Büsche. Flüsterten gute Worte. Suchten sie die Feuerkobelde zu vertreiben, die längst begierig an vertrockneten Ästen, ausgedorrten Farnen und den braunen Blättern der knorrig kranken Waldriesen ihre glühenden Zungen leckten.

„Wenn sich das Wetter bis Vollmond nicht ändert“, hatte Albaron zu Bedenken gegeben, „müssen wir den Wald aufgeben und fortziehen.“

Allerdings - wenn Albaron etwas derartiges äußerte, dann musste die Situation wirklich sehr ernst und hoffnungslos sein. Schließlich war er mit siebenhundertundzwölf Jahren der Älteste von den Alten, der weiseste aller Elvaren, wie ihn die guten Waldgeister nannten, was wohl etwa dem Rang eines Druiden entsprechen dürfte, eines geistigen und magischen Weisen, wie sie früheren Zeiten den Dörfern im Norden häufig vorgestanden hatten. Doch diese Zeiten waren lange vorbei.

Die Feuerkobelde waren wie die Elfen einer Laune der Natur entsprungen. Und ihr Leben unterstand ebenso einer gewissen Berechtigung, ja sogar Notwendigkeit. Es mag nach wie vor schwer zu verstehen sein, welche göttliche Funke hinter einer Feuersbrunst etwa zu finden sei. Was - um alles in der Welt -

soll der Grund sein für ein Gemetzel zwischen den Pflanzen, die seit Jahrmillionen währten und Tieren, die von der Feuerwalze überrollt am Ende nur ihr Grab finden in einem grausamen Tod von Glut und Ersticken? Und doch gaben die Weisen nicht auf, nach dem Funken zu suchen, der dieses entfachte. Begriffen bisweilen die urweltliche Notwendigkeit derartigen Geschehens.

Albaron - wie gesagt - war einer der Elvaren, der Weisesten im Volke der Elfen. Er hatte nicht nur die Zeichen erkannt, derer die Katastrophe sich bediente. Ihm waren die Feuerkbolde in lodernder Erinnerung aus Bildern, die von Alters her den Vorderen gezeichnet waren. Sagenumspinnene Gebilde die mehr waren als fantastische Eruptionen kranker Geister. So lebendig wie die Völker der Menschen, der Riesen, der Laoniden. Sie zogen über die weiten Flächen von Mutter Erde, brachten Verdammnis und Neubeginn. Die Elfen selbst erreichten sie nicht mit der Glut. Diese Art der Qual und Todesangst war den Waldgeistern fremd, worin sicher auch ihr Unverständnis für den Niedergang der Umgebung lag. Elfen können nun mal weder verbrennen noch ertrinken und auch nicht ersticken. Die Kräfte, von denen wir glauben, sie seien elementar, haben keinen Einfluss auf das Leben dieser und vieler anderer Wesen. Wenn auch manche unter ihnen den dünnen Faden erkennen und zu begreifen suchen, dem wir ausgesetzt sind, so entbehren ihnen gleich wohl Furcht und Zwang und somit die Gestirne der Lenkung, derer wir uns zu bedienen verstehen, unser Leben zu meistern.

Andererseits vergehen Elfen ohne eine Aufgabe. Ganze Völker starben aus, nur weil sie vergessen hatten, den Sinn ihres Daseins mit Inhalt zu füllen. Wir sehen sie in der Regel nicht, und so merken wir auch nicht, wenn sie uns verlassen, auf welche Weise ihre Existenz und ihr Verschwinden stattfinden. Es mit dem Begriff der Auflösung zu beschreiben erscheint mir am geeignetsten. Leben und Streben eines Elfen sind geknüpft an die Aufgabe, die er erfüllt. Sie ist das Elixier, das ihn ernährt, die Nahrung, von der er zehrt. Ohne Nahrung kein Leben - ohne Aufgabe kein Elf. Wir hingegen würden sagen, dass wir ohne

Wasser verdursten, ohne Nahrung verhungern. Aber was sind Wasser und Nahrung am Ende anderes als die biologische Uhr unserer Wesenheit. Wir teilen sie mit allen feststofflichen Lebewesen. Die Not entsteht im Mangel von Wasser und Futter. Wie einfach ist doch unser Leben gestaltet im Vergleich zu dem von Elfen und anderen Wesenheiten. Wir wissen, was wir brauchen und sorgen tagaus, tagein für den Erhalt der Dinge, die wir benötigen. Unser Ziel ist der Kampf um Nahrung und die damit einhergehende Vergrößerung unserer Spezies. Und eben weil wir genau wissen, was unser Karma ist, weil wir das Leben des Menschen als höchstes zu schützendes Gut anerkennen, begreifen wir nicht die Lebensgrundlagen anderer, weniger körperlicher Wesen. Verfügt eine Wolke über einen Geist? Kann ein Baum schreien? Wandert ein Berg? Unser Geist ist nicht zu gering. Unser Geist ist einfach nur viel mehr mit sich beschäftigt, als mit seiner Umgebung. Und sicher dankt uns dies die Umgebung häufiger als wir ahnen.

In diesem Punkt sind uns die Elfen übrigens sehr nahe. Sie können uns zwar sehen und beobachten, aber sie verstehen die Handlung der Menschen nur selten, entspricht sie doch so wenig dem, wonach die Waldhüter streben.

Wenn ein Elf einem Menschen begegnet, grüßt er ihn; denn er nimmt diesen Menschen in seiner ganzen Kraft und Größe wahr. Der Mensch jedoch bedarf besonderer Fähigkeiten, um den Elf zu erkennen. In den letzten Jahrhunderten waren es nur wenige, die sich einer derartigen Gabe glücklich schätzen konnten. Zumeist wurden diese Zeitgenossen von Ihresgleichen verhöhnt und verlacht, so dass man sich vorstellen kann wie wenige Erdenbürger erpicht auf eine derartige Wahrnehmung waren. Wer will schließlich gerne als verrückt gelten. Und verrückt ist in der Tat ein recht treffender Begriff, versteht man die Zusammenhänge einer solchen Visualisierung. In alten Zeiten mochte es sich anders verhalten haben, aber die Geschichte konzentrierte sich auf die Welt der festen Wesen: Menschen, Tiere und Pflanzen. Der Rest war Spuk und gehörte in Sphären, die mit dem Auto nicht befahrbar waren.

Albaron hingegen wusste weit mehr über die Menschen, auch wenn er nicht ahnte, welche Rolle dieses Wissen eines Tages spielen mochte. Derzeit war er damit beschäftigt, der drohenden Feuersbrunst zu begegnen. Einige von diesen hitzigen Kobolden hatte er in den letzten Tagen durch den Wald streifen sehen. Und sie trugen unübersehbar die Zeichen für Tod und Verderben am Leib, für Asche und Neubeginn. Den Waldelfen jedoch würden die Taten der Feuermacher auf Jahre die Nahrung entziehen, die Aufgabe. So war die Entscheidung von der Natur selbst im Grunde bereits gefällt, auch wenn der weise Elvar es nicht wagte in Gedanken zu prägen: die Sippe musste auswandern in einen fremden Wald, in eine ferne Gegend, wenigstens für die Zeit eines halben Jahrhunderts. Und - was den Albaron noch mehr bedrückte - sie mussten in eine feuchte Umgebung ziehen, in ein Land, das der Hitze standhalten, ihr trotzen würde, in die Sümpfe, eine Umgebung, die den Waldelfen unheimlich und zuwider war. Und deshalb würden sie das Verlassen des Waldes bis zum Äußersten hinauszögern, einer Hoffnung folgend, die nichts war als eine dumme Illusion.

Noch in der selben Nacht sollte das Drama seinen vorbestimmten Lauf nehmen. Auf der linken Kuppe der Gleichen, einem wenig bewaldeten Hügel, auf dem noch die Artefakte einer mittelalterlichen Burganlage auszumachen waren, und von der aus man weit nach Westen ins Land schauen konnte, hatten sich ein paar Wanderer nieder gelassen und ein Camp aufgeschlagen. Sie hatten Zelte aufgestellt und ein Feuer entfacht, über dem sie nun ein Getränk zusammenbrauten, das den Waldbewohnern vollkommen fremd war. Doch das bedeutete eigentlich nichts, da niemand auf Mutter Erde die Angewohnheit besaß Getränke und Speisen in heißer Form zu sich zu nehmen, niemand außer den Menschen. Elfen und Kobolde hatten Beobachter geschickt, die Gruppe im Auge zu behalten; denn sie waren misstrauisch gegenüber den Menschen. Nicht dass es in den letzten hundert Jahren zu Reibereien oder Zwischenfällen gekommen wäre, dass etwa ein Mensch eine andere Wesenheit angegriffen oder

gar ernstlich verletzt hätte. Elfen, Feen und all die anderen Existenzen hatten die Menschen vor langer Zeit aus ihrem Gesichtsfeld verbannt. Seit dem hatte es keine Übergriffe mehr gegeben.

In ihrer Ignoranz hatten die Menschen jedoch die Natur in einer Weise verändert, dass der Schaden, den sie dadurch anrichteten immens hoch war. Sie hatten Schneisen in uralte Wälder geschlagen oder ganze Landstriche gerodet. Sie hatten Täler überflutet, Flüsse eingedämmt, selbst dem Meer versuchten sie Einhalt zu gebieten. Und sie hatten keine Ahnung, welche enormen Kräfte sie auf diese Weise heraus forderten.

Gewiss konnten die Wanderer auf der Kuppe der Gleichen keinen dermaßen großen Schaden anrichten, zumal sie nicht einmal jene unberechenbaren Maschinen bei sich führten, vor denen die Elfen solche Furcht hatten. Dennoch sind Menschen mehr als jede andere Spezies bekannt für ihre bizarren Handlungen. Diese Wanderer jedoch ahnten nicht, dass sie als Schuldige herhalten würden für jene verheerenden Waldbrände, wenn gleich sie mit Recht schwören konnten, sie hätten nichts damit zu tun.

Einige Kobolde hatten sich um das Lager zusammengerottet. Sie lauerten auf eine Gelegenheit, das Feuer zu schüren. Unauffällig, so dass die Menschen an einen Windstoß glaubten; denn wenn Kobolde etwas nicht ertragen können, ist es von Menschen erkannt zu werden. Noch stand die Sonne im Westen als rote Kugel über dem Horizont. Eben jener Zeitpunkt, an dem die Gefahr entdeckt zu werden am größten war. Die Augen der Menschen waren trübe geworden und mittlerweile recht ungeübt im betrachten feinstofflicher Dinge und Wesen. Das rötlich fahle Schummerlicht der Dämmerung jedoch reizte die Iris und gab bisweilen den Blick frei. Glücklicherweise akzeptierten die wenigsten Menschen, was sie da tatsächlich sahen. Und so herrschte kaum die Gefahr erkannt zu werden; dennoch hatte es hie und da Zusammenstöße gegeben, wie man sie auf jeden Fall vermeiden wollte.

Langsam bewegte sich der rote Feuerball auf den Horizont zu. Alle Wesen im Wald, einschließlich der Wanderer verharrten still und genossen das Schauspiel. Energie strömte in die mannigfaltige Aura des Waldes. Die letzte Kraft vielleicht, die alles hier noch am Leben hielt. Selbst die kranken, müden Bäume atmeten tief und genossen den Augenblick. Wenn auch im nächsten Moment sich alles verändern würde, dieses kostbare Kleinod erfüllte die Herzen der Welt mit bedeutungsvollem Frieden. Die Sinne aller Wesen verschmolzen miteinander zum All-Einen. Die Erde selbst erhob ihre Lungen, einen kräftigen Hieb reiner Wonne zu inhalieren. Das Wirken aller Wesen war plötzlich Eins und jedem verständlich. Selbst was sonst so unbarmherzig und gnadenlos erschien entpuppte sich als sinnreich, notwendig und großartig geplant zum Werden der Welt. Gaia nannten sie viele, die Mutter. Doch selbst sie war nur ein winziges Korn in diesem einzigartig gefügten Universum, dessen Glanz und Freundlichkeit nur Hauch des Wirken, der Vielfalt und der Größe war. Legenden waren gewoben um diesen einen Herzschlag der Geschichte, diesen Sonnenuntergang, der üppig tränkte alle Seelen im unendlichen Reichtum jener subtilen Ahnung, die alles verband.

Benommen saßen Tier und Baum und Mensch, Elf und Kobold beieinander und atmeten diesen Schein des Wissens tief in ihre ach so zarten, verletzlischen Seelen. Und sie rührten sich nicht, als der glühende Ball vom Firmament verschwand, verharrten vielmehr leise, sanft erfüllt von frohem Geist in sich in mitten der Natur.

Die Koblode waren es, die als erste aus der Trance erwachten. Sich der Gelegenheit bewusst, schnellten sie herüber zum Feuer und entfachten die Glut zu einer Feuersäule, dass sie weit hinauf in die Wipfel der Bäume spritzte. Ohnmächtig starrten die Wanderer hinauf und ließen wertvolle Sekunden vergehen, bevor sie auch nur eine Regung von Schrecken oder Schock zeigten. Wie glühende Flammen warfen die Bäume ihre angesengten Äste von sich, schrieen schmerzerfüllt ungehört von Mensch und Tier. Rehe und Kaninchen

flohen kreuz und quer, in Panik ohne Ziel. Ein Tohuwabohu entbrannte. Vögel flogen auf. Gerissen aus den Nestern, nicht mehr in der Lage, die eigene Brut zu retten.

Schon hatte das Unterholz Feuer gefangen. Und auch das erste Zelt stand schnell in Flammen. Alles ließen die Menschen stehen und liegen, nur noch erpicht, das eigene armselige Leben vor der Brunst zu retten, die sich längst lustvoll geifernd über den all zu trockenen Wald hergemacht hatte.

Unerträglich waren den Elfen die Schreie von Pflanzen und Tieren. Doch die Kobolde tanzten im Feuer, sangen hochlobliche Lieder und vergaßen vor lauter Ausgelassenheit über diesen gelungenen Streich selbst List und Tücke. Jetzt zündelten sie hier an einem Busch, dort im Unterholz. Entfachten feine kleine Brünste lodender leckender Flammen schon im Wald und auf dem Nachbarberg.

Ein Rudel Wildschweine brach laut grunzend durch das Unterholz. Der Keiler vorne weg suchte einen Ausweg, wider den erbarmungslosen Höllenschlund. Die Bache scheuchte fünf Frischlinge durchs Gestrüpp, die nur noch widerwillig der Alten folgten, die Haare im Nacken hoch gestäubt. Hilflos irrte ein sechstes laut kreischend über die Lichtung. Verlassen und längst dem Schicksal des Feuers versprochen sprang es wild herum. Wild stoben die Funken, erfassten das Fell des Kleinen. Eine lebende Fackel für Bruchteile einer Sekunden. Dann brach es zusammen und blieb leblos liegen. Die Flammen verzehrten es schmatzend und schnalzend als einen feinen Fund.

Angewidert wandten sich die Elfen ab. Jahrhunderte hatten sie diesen Wald gehegt und gepflegt, hatten junge Triebe herangezogen, den Geschichten der alten Eichen gelauscht, sich in den langen Fängen der Birken zum Winter eingesponnen. Und auch den Tieren des Waldes waren sie gute Freunde gewesen. Doch nun sollte all das ein so jähes Ende nehmen?

Albaron rief die Sippe zusammen. Er wusste, wenn sie nicht so rasch wie möglich aufbrechen würden, wäre das ihr Ende gewesen. Trauer und Schmerz hätten unter ihnen gewütet, wie die Brünste im Wald.

In den Dörfern rings um den Berg schrillten die Alarmsirenen. Bald würden die Menschen kommen und versuchen das Feuer mit Wasser, mit Schaufeln und schwerem Gerät zu bekämpfen. Der Schaden, den sie dadurch anrichteten, war weit größer als der eigentliche Brand. Doch das begriffen sie nicht. Wenigstens würden sie das Feuer in eine Richtung lenken, die fernab von ihren Ansiedlungen lag.

Noch bevor die ersten Feuerwehrlaute eintrafen, kreiste bereits ein Hubschrauber mit tosendem Motorenlärm über dem Wald. Die Elfen hatten keinerlei Bezug zu technischem Gerät. Sie wussten, dass die Menschen in fliegenden Maschinen über den Wald schwebten, aber sie verstanden es nicht. Ebenso wenig begriffen sie, welchen Sinn dieser Hubschrauber jetzt haben mochte. Wie ein heißer Kamin schürte der Wind, der mit dem Fluggerät aufgekommen war, die Flammen und verspritzte sie in weite Regionen.

„Wir sind vollzählig!“, signalisierte einer der Elfen, der damit beschäftigt gewesen war, die Sippe zusammen zu bringen. Sie hatten sich bei der alten Eiche versammelt, die sie die Hüterin des Waldes nannten. Sie war mit weit über tausend Jahren das älteste Geschöpf in dieser Gegend, so alt, dass sie sogar einige Elfen hatte Sterben sehen. Und das kam wahrlich nur sehr selten vor; denn Elfen weilen bekanntlich lange unter der Sonne.

Vermutlich würde nach dem großen Brand ein skurril anmutender Stumpf übrig bleiben und vielleicht würde dieser als Wurzel dienen für ein paar junge Triebe, die sich nach Jahren aus der Asche erhoben, um ein neues Geschlecht über die Erde zu bringen. Diese Abschiedsgesellschaft gab ein trauriges Bild ab. Mehrere hundert Elfen umringten den lodernden Baum, flogen ein letztes Mal hinauf und wieder herab und verabschiedeten sich, jeder auf seine eigene Weise.

Dann erschallte das Horn. Albaron rief. Es war Zeit, diesen Ort für lange Zeit zu verlassen. Stumm schwirrten sie davon, gleich einer Schar Stare, in eine ungewisse Zukunft hinein.

Bald hatten sie den Wald hinter sich gelassen und auch das Dorf und die Felder. Ihr Weg würde sie in die Sümpfe führen. Der alten Legende folgend waren sie einst von dort gekommen und mussten eines Tages, nach dem großen Brand dorthin zurückkehren. Und dieser Tag war nun gekommen. Stumm flogen sie durch die Nacht. Stumm auch dem roten Morgen entgegen, der im Osten bereits über dem Moor leuchtete, sie zu empfangen.

Endlich setzten sie zur Landung an. Und endlich drehten sie sich um, blickten zurück gen Westen, hinüber zu ihrem Wald, der im Dunkel einen leichten Schimmer der lodernden Glut noch offenbarte. Und ihre Herzen barsten fast vor Trauer und Schmerz.

*

Viele Jahre waren seit dem großen Brand vergangen, Jahre in denen sich die Sippe nur schwer an ihren neuen Wohnort und Wirkungskreis gewöhnt hatte. Einige der jüngeren Elfen, die im Wald der Gleichen geboren waren, hatten die Sehnsucht nicht überwunden und bereits den Rückweg angetreten. Sie hofften dort wieder einiges von dem aufbauen zu können, was das Feuer zerstört hatte. Und - was soll ich sagen - sie kehrten nicht wieder in die Sümpfe zurück.

Der überwiegende Teil der Elfensippe jedoch hatte sich an das Schicksal im Schillernden Silbermoor, wie sie es nannten, gewöhnt. Unter der Führung der Alten, insbesondere Albarons, hatten sie begonnen, sich mit den ansässigen Moorelfen anzufreunden. Sie lernten schnell, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden eine neue Einheit mit der vorhandenen Natur einzugehen.

Sicherlich trieben in dieser Landschaft einige urwüchsige Kreaturen des Nachts ihr Unwesen und jagten den jungen und unerfahrenen Elfen schon ab und zu

einen gehörigen Schrecken ein. Aber letzten Endes waren diese Wesen nicht wirklich grausam, nur vielleicht etwas fremd und fürchterlich anzusehen.

Der Sumpf erstreckte sich über eine größere Fläche zwischen zwei Bergzügen von Norden nach Süden, wo er flach auslief. Mehrere Wasserläufe führten von den Bergen kommend längs an der Ebene entlang. Doch nur einer von ihnen brachte im Frühsommer spärliches Wasser in den Sumpf. Die Moorteiche wurden wohl mehr durch Regenwasser gefüllt, das sie recht gut und lange hielten. Entlang der Teiche wuchsen verschiedene seltene Moose und Farne, in denen sich mannigfaltige Insektenarten tummelten. Aber Vorsicht: einige fleischfressende Pflanzen hatten sich im Laufe der Jahrhunderte dazu gesellt und schlemmten nicht schlecht dabei.

Inmitten des großen Moorsee, der sich im nördlichen Bereich erstreckte, hatte sich im Laufe der Jahrtausende eine kleine Insel gebildet, nur so groß, dass eine alte Eiche und ein paar Krüppelkiefern dort ihre Heimat hatten. An diesen heimlichen Ort war Albaron mit seiner Sippe zurück gekehrt. Von hier war er aufgebrochen vor endlosen Zeiten, aus Gründen, die niemand mehr so richtig zu erklären vermochte. Nicht einmal der Elvar selbst. Doch es war ihm eine große Freude, in diesen alten knorrigen Baum heimkommen zu dürfen. Die Moorelfen hatten sich wohl über all die Jahrhunderte gut darum gekümmert, ihn jedoch nie zu ihrem Wohnort gemacht. Elfen haben sehr große Achtung voreinander. Und selbst wenn Albarons Waldelfen inzwischen nur noch eine freundliche Legende gewesen waren und niemand mehr mit einer Rückkehr hatte rechnen können, selbst unter diesen Umständen hatte es kein Elf gewagt, die alte Eiche zu besiedeln. Aber, wie gesagt, gepflegt hatten sie den wunderschönen uralten Baum und beschützt vor allerlei Gefahren, nicht zuletzt vor dem Zugriff des Menschen. So hatte der freundliche knorrige Riese all die Jahrhunderte überlebt, um nun an manchem Tag und in mancher Nacht seine zärtlichen Gedanken mit Albaron und seinen Gefährten zu teilen. Sie hatten sich wirklich eine Menge zu erzählen. Ja, Bäume erzählen zwar langsam, aber dafür gleichwohl in einer

wundervollen Art, der man, so man sie versteht, geradezu entzückt entgegen fiebert. So brauchte es erst einmal eine ganze Weile, bis die Elfen all die Geschichten gehört, all die Tragödien beweint und all die fantastischen Freuden in ihren Herzen besungen hatten. Erneut knüpften sie nun diese Einheit, die vor so langer Zeit verloren gegangen war.

Myriel war hier aufgewachsen. Sie war hier geboren. Sie hatte den alten Wald bei den Gleichen nie kennen gelernt, von dem Albaron und die anderen noch gelegentlich schwärmten. Im Morgentau plätscherte die junge Elfe bereits mit den Füßen im dunklen, beinahe bronzefarbenen Moorwasser. Ungeduldig auf die Libellen wartend, mit denen sie an sonnigen Tagen rund um das Moor flog. Mit ihren beinahe zwanzig Zentimetern war sie für eine Waldelfe natürlich noch recht klein und zierlich, den Libellen jedoch brachte sie mit ihrer Größe und Wendigkeit durchaus schon Respekt bei.

Es war ein herrlicher Morgen. Tau hing in den Gräsern und Farnen. Die Sonne blinzelte bereits schüchtern lustig über den Horizont, während der Nebel noch in leichten Schwaden über den Boden kroch. Ungeduldig wartete Myriel auf ihre Freunde. Sie wollte endlich los. Etwas erleben. Auf Inspektionsreise gehen. Sehen, was die alte Buche so trieb am Lauf des Baches auf der kleinen Auewiese, ob sie sich wieder räusperte und über die Wanderer aufregte. Und auch bei der Familie der Perlhühner wollte sie vorbeischaun. Ob die Jungen wohl endlich flügge waren? Myriel hatte sich so viel vorgenommen für diesen wundervollen Tag. Sie konnte es kaum erwarten.

Summend schwirrte die Libellen-Patrouille heran. Blaue und grüne und ein paar rote. In einem Schwarm, wie man es wohl sonst selten erblickte.

„Myriel, komm, wir wollen auf Entdeckungsreise gehen!“, säuselte eine feine Stimme.

Und Myriel zögerte nicht, sich dem Tross anzuschließen. Endlich konnte ein neuer Tag mit neuen Abenteuern beginnen.

Zunächst einmal verließen sie die kleine Insel, nachdem sie in einer Wettumkreisung die alten Eiche ganz schwindelig gemacht hatten. Dieses Ritual hatten sie sich angewöhnt und niemand konnte es ihnen nun wieder ausreden. Es war eben einfach lustig, wenn die alte Eiche vor Verwirrung zu knacken und knistern begann, wodurch sie ganz sicher nicht ihr Missfallen ausdrückte. Eher wohl so etwas wie eine Art morgendliches Räkeln. Dummerweise weckten Myriel und ihre Freunde damit jedoch die anderen der Sippe auf, die noch hier und da in den Ästen hingen und schlummerten. Regelmäßig holten sie sich daher von den Ältesten eine ernstzunehmende Mahnung ab, dieses Spiel zu unterlassen oder wenigstens auf den Nachmittag zu verschieben. Aber da eine morgendliche Reise nun mal nicht am Nachmittag beginnt, waren diese Abmahnungen für Myriel wenig zweckvoll. Brav nickte sie mit ihrem zierlichen Köpfchen und lauschte mit den langen schlanken Elfenohren genau auf das, was man ihr sagte; doch am nächsten Morgen war alles wieder vergessen und viel weniger lustig als die Toberei mit den Freunden.

„Wer als erster beim alten Moorloch ist!“, rief eine kieksige Libellenstimme provozierend und alle drehten nach einer letzten Runde um den alten Baum sofort bei, um dann spontan in Richtung Süden abzdrehen.

„Ihr wollt doch nicht wieder das Moormonster wecken?“, keuchte eine andere Libelle, eine kleine rote, die bei dem eingeschlagenen Tempo nur schwer mithalten konnte.

„Doch, wollen wir!“, protzte jemand, „wollen wir!“

„Auf zum Moormonster!“, schriean alle wie aus einem Munde und beschleunigten noch einmal ihren Flug.

Allen voran flog Myriel. Übermütig und leichtsinnig, wie es die Jugend nun einmal fordert, pachte ihr kleines Herz bei dem Gedanken, das Monster in seinem morastigen Brackwasserloch zu reizen. Moormonster sind nicht besonders flink. Im Grunde ist es nicht sehr heldenhaft, sie aus dem Schlaf zu reißen, um sie an der Nase herumzuführen. Ein Kinderstreich eben - mehr nicht.

Andererseits können diese Wesen schon mal ganz beängstigend johlen und finster dreinschauen, so dass Generationen von Menschen üble Legenden über sie verbreiteten, sie etwa für die eine oder andere Moorleiche verantwortlich machten. Wer diese Monster kennt, weiß jedoch genau, dass sie mit Moorleichen nun mal gar nichts am Hut haben. Vor dem Menschen verstecken sich die Moormonster seit Jahrhunderten, ziemlich genau seit einem Zwischenfall, bei dem ... aber das gehört wirklich nicht hier her. Letztlich kann man wohl nur mit Bestimmtheit sagen, dass diese Monster Moorleichen ebenso abstoßend finden wie etwa alte Autoreifen.

Myriel und ihre beflügelten Freunde wussten natürlich genau, in welcher Ecke des morastigen Loches sich das Moormonster zum Schlaf gebettet hatte. Bei genauerer Beobachtung konnte man es sogar dicht unter der schwarz reflektierenden Oberfläche schlummern sehen. In schweren, gleichmäßigen Zügen bewegte sich der massige Brustkorb des auf dem Rücken liegenden Wesens auf und ab. Gelegentlich entrann der gnubbeligen Nase eine Luftblase. Dann dauerte es nur einen kurzen Augenblick, bis die wulstigen Lippen aus dem Brackwasser ragten, um einen kräftigen Hieb frischer Luft einzuziehen. Alles in allem sah dieses Monster, wie es da so knapp unter der Wasseroberfläche vor sich hin schlummerte aufgedunsen und hässlich aus.

Zielsicher flogen die Libellen kichernd auf die schwülstigen Lippen zu, wo sie warteten, bis das Monster wieder Luft holen würde. Dann flogen sie, gewissermaßen als eine Art Mutprobe so dicht heran, dass es dem Moorwesen an den Lippen kitzelte. Ein ganze Weile wiederholten sie dieses abenteuerliche Spiel, ohne dass sich etwas regte. Dann plötzlich, mit einem unerwarteten Wisch, peitschte eine Pranke nach oben und fuhr dem Monster geradewegs über den Mund. Die Libellen sprangen wie Wasserflöhe in die Luft. Noch einmal gut gegangen. Das Monster hatte niemanden erwischt. Und schon planten sie die

nächste Angriffswelle auf die herausstehenden Lippen des Moorviehs. Jetzt waren sie fast schon ein wenig waghalsig.

„Vorsichtig!“, schrie Myriel auf einmal, der das ganze Spiel nun doch nicht mehr so geheuer war, „es öffnet die Augen!“

Und ehe die Libellen es sich versahen, schoss der schwere, über alle Maßen dicke Schädel aus dem Wasser. Mit beiden Pranken schlug das Monster nun wild und wütend in die Luft, erreichte jedoch niemanden mehr, ungeschickt wie es war.

Die Libellen kicherten und setzten zu einem Angriff auf dem Hinterkopf an. Das Spiel lautete: wer mit seinem Flügel das Fell berührt, hat gewonnen. Kamikazeartig schossen sie herab, kitzelten den Riesen mal auf der Stirn, mal im Nacken, um dann blitzartig beizudrehen und eine sichere Entfernung zwischen sich und das Monster zu bringen, das jetzt schwerfällig aufgestanden war und von Wasser tiefend nur mühsam das Gleichgewicht hielt. Zornig stapfte es ziellos in die eine und die andere Richtung, schlug wild um sich und schnaubte wie eine Stier in der Arena. Tollpatschig, wie dieses Monster nun mal war, glitt es am Ende aus und blieb im glibberigen, stinkenden Morast liegen. Nicht allerdings, ohne ein letztes wütendes Gebrüll von sich zu geben. Doch schnell hatte das Moormonster die Libellen vergessen und war wieder in tiefen Schlaf gesunken.

Mittlerweile hatte sich der Nebel vollkommen verzogen. Der Himmel war blau, fast ohne eine Wolke und die Sonne hatte ihre täglich Wanderung von Osten nach Westen begonnen. Bald würde sie hoch über dem Moor stehen. Doch im Moment schillerte das bronzefarbene Wasser unter den schräg einfallenden Strahlen wie ein Diadem. Myriel liebte diesen Anblick, der nur von dem der Eiskristalle im Winter übertroffen wurde. Beschwingt von der Herrlichkeit des jungen Tages und natürlich von dem lustigen Abenteuer mit dem Moormonster, landete die kleine Elfe auf einer Wurzelspitze, die gerade aus dem Wasser ragte. Ihre Freunde, die Libellen waren inzwischen weiter geflogen. Sie hatten ihre

Formation aufgelöst und glitten nun lautlos über den Teich, auf der Suche nach Nahrung.

„Ach wie gut, dass Elfen keine Nahrung brauchen“, träumte Myriel vor sich hin, verwarf den Gedanken jedoch gleich wieder, da er ihr für den Augenblick viel zu kompliziert war. Sie blickte hinab. Ein Molch schwamm mit flinken, geschmeidigen Bewegungen an der Wurzel vorbei, dicht gefolgt von einer Wasserschlange, die allerdings noch so klein war, dass sie dem Molch garantiert nichts anhaben konnte. Schillernde Fliegen und eine Handvoll Wasserläufer tanzten dicht über der Oberfläche des Tümpels. Ein Vogel stieß seines Zieles sicher herab und angelte einen kleinen Fisch, der hilflos zappelnd versuchte, sich aus dem Schnabel des Federviehs zu lösen. Vollkommen unbeteiligt zog der Vogel seinen Schnabel nach oben und ließ den armen Fisch in seine Kehle flutschen. Dann legte er den Kopf für einen Moment zur Seite und sah Myriel freundlich an, als wolle er sagen: „Das musst du auch einmal probieren. Ist wirklich lecker!“ Dann lief er ein paar Schritte über das Wasser und hob sich wieder hoch in die Lüfte, wo er weitere Kreise über dem Teich drehte.

In einiger Entfernung hörte Myriel nun Schritte, wie sie nur von Menschen stammen konnten. Es war Zeit, sich zu verstecken. Albaron hatte die jungen Elfen gelehrt, dass es keinen Sinn machte, sich den Menschen zu zeigen. Sie verstanden das Wirken und Treiben der Elfen schon seit langer Zeit nicht mehr. Es war besser, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Das konnte Myriel nicht. Auf sie wirkten diese Menschen so faszinierend, so anziehend und beeindruckend. Natürlich gab es auch ein paar, die ihr Angst einflößten mit ihren tiefen Stimmen und dieser bullerigen Art. Aber die Menschen, die morgens durch das Moor kamen, und es waren an jedem Morgen die selben, waren Myriel schon richtig ans Herz gewachsen. Aus sicherer Entfernung beobachtete sie, wie diese Wege anlegte und sicherten, junge Pflanzen eingruben, Reste aufhoben, die andere Menschen am Vortag ins Moor gefallen waren. Diese Moorhüter, wie Myriel sie nannte, waren wie Freunde für

sie; und an manchen Tagen trug sie sich mit dem Gedanken, einen von ihnen einmal anzusprechen. Aber irgendwie waren der richtige Zeitpunkt, die richtige Gelegenheit noch nicht gekommen. So harrte die kleine Elfe auf ihrer Wurzel aus und genoss es, die Menschen einfach nur zu beobachten.

Es war schon beinahe Mittag, als die kleine Elfe endlich ihren angestammten Lieblingsplatz verließ, um zur alten Eiche zurückzufliegen. Elfen haben keine so genaue Zeiteinteilung wie die Menschen. Sie wachen irgendwann am Morgen auf, singen, spielen, kümmern sich um die Natur und im Speziellen um Gesundheit und Wachstum unterschiedlichster Pflanzen, feiern, wenn ihnen gerade danach zu Mute ist, etwa bei Vollmond, und gehen irgendwann am Abend schlafen. Die jüngeren Elfen fliegen häufig in der Umgebung ihres Stamm-Baumes auf Erkundungsflügen umher, lassen sich hier und dort nieder, um einer spannenden Geschichte zu lauschen oder etwas zu beobachten, das sie nicht kennen und in vielen Fällen auch nicht wirklich verstehen können. Etwa begreifen sie nicht, was der Sinn von Maschinen sein kann, von Hilfsmitteln, um etwas zu gestalten oder zu verändern. Für Elfen ist die Welt gut so wie sie ist. Selbst ein Elvar würde niemals einen Flusslauf verändern, ein Haus bauen oder eine Höhle graben. Alles was existiert, empfindet ein Elf als gegeben oder besser als „Gewachsen“ im vollkommenen Gegensatz zum Menschen, der ja fast alles als „im Bau befindlich“ versteht. Für den Menschen ist ja selbst das Universum nicht in sich abgeschlossen. Etwas Vollendetes - was würde das für einen Sinn machen. Wäre es nicht unerträglich?

Für Elfen nicht. Sie genießen die Dinge, die sind, so wie sie sind. Ja sogar selbst die Alten haben sich die kindliche Bewunderung bewahrt, die unbeschreibliche Freude, etwas wundervolles regelrecht einzuatmen. Und so gehen sie auch ihren Aufgaben nicht mit Pflichtbewusstsein nach, sondern mit Selbstverständnis. Was sollten sie wohl sonst machen, wenn nicht mit Pflanzen reden, sich alte, weise Geschichten erzählen lassen, kranken und müden Bäumen Mut und Kraft zu fächeln. Die Natur mit Freude und Liebe zu überfluten. Darin besteht ihre

Aufgabe im Kreislauf des Lebens und sie erfüllen diese, ohne ein besonderes Bewusstsein dafür zu entwickeln. Es ist wie es ist.

Myriel kam zurück zur alten Eiche, um Albaron ein paar Fragen über die Menschen zu stellen. Sie war für eine junge Elfe viel zu neugierig. Aber das störte weder den alten Elvar, noch sonst jemanden in der Sippe. Mag nur sein, dass mancher Verwandte mit den Gedanken Myriels nicht sonderlich viel anfangen konnte. Doch das störte auch wiederum niemanden.

„Warum machen die Menschen ein Weg durch den Sumpf?“, wollte Myriel wissen, „wieso schwimmen sie nicht einfach hindurch wie die Fische oder fliegen darüber hinweg wie die Vögel?“

Albaron dachte lange darüber nach. Er kannte die Menschen nicht so gut wie er beispielsweise die Eichen kannte oder die Buchen. Gesehen hatte er diese Wege durch das Moor schon. Die Menschen stolzierten mit Vorliebe auf ihnen entlang. Vielleicht war es ja das Einzige, was sie beherrschten: auf Wegen stolzieren. Andererseits zerstörten sie viele junge Bäume, um aus deren Holz die Wege zu bauen. Das betrückte Albaron. Er bezweifelte, dass dies wirklich nötig wäre. Letztlich konnte er Myriel auf diese und andere Fragen jedoch keine geeigneten Antworten geben. Vielmehr war der Elvar in großer Sorge um Myriel. Sie war so gar nicht wie die anderen jungen Elfen, wollte immer alles wissen und lernen, begreifen und verstehen. Sie wollte Erklärungen für Angelegenheiten, die unter Elfen einfach nicht zu erklären waren. Entweder würde sie eines Tages großes Unglück erfahren oder eine gewichtige Rolle in der weiteren Geschichte der Elfen spielen.

Mochte der weise Elf sich auch noch so sehr seinen Kopf darüber zerbrechen, wohin die Fragerei Myriel eines Tages führen werde, die kleine Elfe war längst mit einer gänzlich anderen Angelegenheit beschäftigt. Gemeinsam mit einigen anderen saß sie im Wipfel der alten Eiche und lauschte einer ungemein spannenden Geschichte über Blitz und Donner, Feuer und Sturm. Mit einem

Temperament erzählte der alte Baum, dass es in den Ästen knackte und knarrte. Ja, selbst die jungen Büsche rings herum reckten sich.

„Der Sumpf“, erzählte die Eiche, „schützt durch seine Feuchtigkeit zwar vor dem Überschlagen einer Feuersbrunst, nicht aber vor Blitzschlag. So geschah es vor Hunderten von Jahren, dass ein tosendes Sommergewitter über dem Land lag. Anfangs spürten wir nur das nervöse Zittern des Windes. Bäume sind da nicht so empfindlich wie Tiere. Sie fühlen zwar eine unguete Stimmung. Doch können sie wohl nicht so recht verstehen, was um sie herum geschieht. Nehmt etwa die Gänse, sie beginnen bereits zu zetern, lange bevor sich das erste Lüftchen regt, aber wir Bäume brauchen da schon eine ordentliche Brise bis wir merken, woran wir mit dem Wetter sind. Andererseits macht es für uns ja auch keinen großen Sinn, etwas im Voraus zu erfahren. Schließlich sind wir ja nicht wie die Gänse.

Vor Hunderten von Jahren war es also, als ein mächtiges Gewitter das Tal durchzog. Gewaltige Donner ließen die Erde erzittern. Blitze durchzuckten die Nacht, immer auf der Suche nach einem Gipfel oder Wipfel. Es war bereits weit nach Mitternacht, als einer der größten Blitze, ein stattlicher Kerl, in den Stamm der mächtigen Ahnin einschlug. Wild durchzuckte er sie, entschlossen die älteste aller Eichen niederzustrecken. Verzweifelt wehrte sie sich, versuchte Stamm und Äste beieinander zu halten. Doch der Kampf war hoffnungslos. Flammen züngelten durch das von Trockenheit getränkte Geäst, leckten an den Blättern, stachen tief ins Mark. Die ganze Nacht rang sie mit dem Tod, suchte Wasser durch die Wurzeln in die kochenden Wunden zu ziehen, verletzte Äste abzuwerfen. Aber es nutzte ihr nicht. Im Morgengrauen schied sie unter Ächzen und Stöhnen dahin, niedergestreckt von einem Unwetter, das längst schon weiter gezogen war, sich nicht mehr interessierte für seine Schlachten an diesem oder jenem Ort.“

Unruhig saßen die jungen Elfen auf den dünnen Ästen und erschrakten fürchterlich, als die Eiche sich auch nur ein wenig räkelte. Das Herz rutschte

ihnen in die Hose. Als jedoch die Alte begann zu lachen, konnten sie nicht anders und lachten mit.

„Was ist aus der ihr geworden?“, meldete sich Myriel nach einer Weile zu Wort.

„Nun, was aus einer Eiche eben wird, wenn sie außerhalb der Reichweite der Menschen ist: Sie stand lange Jahre als Wahrzeichen auf einer kleinen Insel inmitten des Sumpfes und moderte einsam vor sich hin. Doch aus den vielen Eicheln, die sie im Laufe ihres langen Lebens über den Boden verteilt hatte, sprossen unzählige kleine Eichen, jede selbst bestrebt, eines Tages den ersten Platz unter den Bäumen hier im Sumpf einzunehmen. Der Geist der Alten lebte in ihnen fort.“

„Und du? Bist eine von ihnen?“

„Na ja, genau genommen habe ich den Platz wohl am Ende eingenommen!“

So etwas hatte sich Myriel schon gedacht. Und sie fand es gar nicht verwerflich. Wieso hatte die alte Eiche es nicht selbst erzählt?

Über die Geschichte hatte niemand bemerkt, wie die Sonne in die weitesten Zipfel des Westens gezogen war. In wenigen Augenblicken würde sie am Firmament versinken, untertauchen in eine andere, den Elfen unbekanntes Welt. Dieser Moment war es, an dem alle Elfen in ihrem Tun verharrten, den heilenden und reinigenden Odem der Welt zu atmen. Hierin ahnten sie das Wunder allen Lebens. Nein, hierin erkannten sie es. Reglos sahen sie zu, wie die Sonne ihre Energie ausströmte und waren sich der Kraft mehr bewusst als es wohl die Menschen je sein würden.

Für diesen einen Moment stand das gesamte Universum still. Auf diesen Augenblick hatte alles hin gelebt. Selbst die Vögel am Himmel schienen in Stillstand zu verharren. Das Leben selbst strömte aus der Sonne hervor, lächelte und bot dem Sanften Wärme und Liebe. Nur wenige Tage im Jahr fanden einen derart beeindruckenden Abschluss. Wie der Schlussakkord einer ungehörten Sinfonie, die jedermann im Herzen lebt und nie vergisst, die nie verhallt.

Ein Schmerz ereilte Myriel plötzlich in einer Weise, die sie nie gekannt hatte. Sie erinnerte sich der Geschichte der alten Eiche. Ein trauriger Anlass, aus dem heraus sie geboren war. Und Myriel fiel nicht mehr ein, wer ihre Eltern waren. Wie war sie selbst zur Welt gekommen. Albaron hatte sie von jüngster Kindheit an gepflegt, sie alles gelehrt, was sie kannte. Und doch - er konnte unmöglich ihr Vater sein. Sie vermisste dieses Gefühl, von dem sie nicht wusste, wie es war, wie es sein sollte. Aber sie wollte ihn nicht fragen oder sogar verletzen. So flog sie hinaus in die Dunkelheit der Nacht.

Irgendwie haben Elfen keine Eltern. Sie werden in die Gemeinschaft hinein geboren, und das hatte bisher allen Elfen als Gedanke an den Ursprung genügt. Albaron hatte schon recht, wenn er sich große Sorgen um Myriel machte. Sie war anders als ihre Geschwister. Sie war anders als alle Elfen dieser Welt. Vielleicht war sie der Grundstein für eine neue Generation - oder der Niedergang. So weit sollte kein Elf jemals denken. Und dennoch spürte der Elvar die neue Zeit herbeiströmen. Er sah Bilder, deren Existenz er leugnete. Er begegnete Geschichten, deren Ursprung ihm ebenso fremd war wie deren Ausgang. Die Welt war ihm fremd geworden. Unheimlich und fremd. Selbst der Wald, einst Angelpunkt von allem Irdischen schien sich zu verändern, schien seine Rolle abzugeben an etwas, das den Elfen gänzlich fremd war, in dessen Wirkungskreis die Elfen ihre Bestimmung verlieren würden. Es war Myriel, die den Faden knüpfen oder all dem ein Ende setzen sollte. Es war ihre Berufung. Das wusste Albaron, der weise Elvar. Aber auch Myriel selbst kam dieser traurigen Erkenntnis mit jedem Flügelschlag näher.

Eine Weile flog sie in den dunkelblauen Abendhimmel hinein, dem Vollmond entgegen: wie die Motten dem Licht! Doch dann legte sich Bewusstheit über ihren untrüglichen Geist, bettete sie ein in das Gesicht der Seherin, eine Gabe, die bis dahin unter den Elfen vollkommen unbekannt war.

Eine Welle schockierender Erkenntnis erfasste Myriel. Was sie in den Bruchteilen eines Flügelschlages begriffen hatte, würde sie unmöglich

weitergeben können an die Sippe. Es war ja nicht einmal ein Gedanke, vielleicht gerade das Fragment einer wirren Ahnung. Und sie fühlte sich wahrhaftig nicht wohl dabei.

Selbst unter der Gefahr, dem in der Nacht aktiven Moormonster in die Hände zu fallen, glitt sie hinab zu jener Wurzel, die ihr eine bessere Freundin war als jede Elfe oder Libelle im gesamten Sumpf. Myriel landete beinahe lautlos, setzte sich und ließ die Füße ins kühle Wasser gleiten.

Am Himmel erstrahlte ein blasser, runder Mond, umrahmt von einer Unzahl flimmernder Sterne. All dies spiegelte sich im schwarzen Wasser. Durch die Plätscherei der Elfenfüße angetrieben, tanzten die Sterne wie winzige Lichter in dem kleinen See. Für Myriel, die den Begriff des Spiegelbildes nicht verstand, waren es unzählige kleine Wesen, die da im Wasser ihren ureigenen Reigen vollführten. Ihr kam der Gedanke, es könne sich vielleicht um schwimmende oder tauchende Glühwürmchen handeln.

Da Elfen über eine wesentlich feinere Sicht verfügen als Menschen oder die meisten Tiere, sind in der Luft oder im Wasser umher schwirrende Lichtpunkte für sie im Grunde gar nichts Besonderes. Die ständige Umgebung besteht aus Millionen und Abermillionen von diesen winzigen Punkten, die wir, wenn wir uns einmal richtig anstrengen, gerade in dem feuchten Wabern eines Morgennebels erahnen. Sehen wir uns beispielsweise einen Baum aus einer Entfernung von einigen Metern an, dann sehen wir eben genau diesen Baum und wir wissen, dass zwischen uns und ihm die Luft ist, und eventuell noch ein Insekt, das gerade durch das Blickfeld schwirrt. Genau so viel sehen wir. Elfen und dergleichen sehen eine unendliche Anzahl ganz zarter Wesen und Punkte. Einige davon in bunten Farben, die meisten jedoch einfach nur durchsichtig, das heißt, beinahe durchsichtig. Und weil Elfen ständig von diesem Millionenfachen Flimmern umgeben sind, halten sie das Spiegelbild des Himmels im Wasser für etwas vollkommen Normales. So war das wenigstens bis zu diesem Augenblick, an dem Myriel auf ihrer Wurzel saß, mit den Füßen im Wasser planschte und

sich das Spiel der Lichter besah, an nichts denkend außer vielleicht an Glühwürmchen oder dergleichen.

Als sie sich aber zurück lehnte und hoch zum Himmel schaute, überkam sie eine Idee oder mehr so das Gefühl für eine Idee. Sie konnte es nicht erklären. Es gab ja auch überhaupt keinen Sinn. Sie sah hoch zu den Sternen. Dann blickte sie ins Wasser, dann wieder in den Himmel.

Vollkommen in Gedanken versunken zog sie die Füße aus dem kühlen Nass und hockte sich im Schneidersitz hin. Die Wasseroberfläche beruhigte sich allmählich. Durch die weichen, langen Wellen, die sich zögerlich im See ausbreiteten, wiegten sich die Lichtpunkte hin und her. Myriel sah genau hin. Das taten die Lichter am Himmel nicht. Die waren zwar sehr hoch oben; dennoch war deutlich zu sehen, dass sie an einem Punkt fest hingen. Oder wenn sie sich bewegten, dann wenigstens so langsam, dass es nicht weiter auffiel. Einige Sterne dort oben waren dichter beieinander, andere ganz einsam in einem schwarzen Loch gefangen. Eine Ansammlung konnte Myriel sogar ausmachen, die aussah wie ein feiner Nebel. Es mussten unglaublich viele Sterne sein, unglaublich weit weg.

Als die kleine Elfe wieder ins Wasser sah, entdeckte sie dort einen ähnlichen Lichthaufen. Er waberte langsam hin und her. Und trotzdem, er hatte etwas, das dem Sternennebel am Himmel sehr ähnlich war. Wiederum sah sie nach oben und war zutiefst beeindruckt. Je länger sie darauf achtete, desto mehr Sterne wuchsen heran. Einige von ihnen waren sehr hell, beinahe so hell wie der fahle Mond, der gemütlich von einer Position zur anderen gewandert war. Diese Sterne hatten den Schalk im Nacken. Sie sahen fast aus, als blinzelten sie Myriel Augenzwinkernd zu.

Wieder blickte sie ins Wasser, als suchte sie etwas ganz Bestimmtes. Doch sie konnte es immer noch nicht erklären. Stattdessen wog sie ihren Kopf mit den schaukelnden Wellen hin und her und her und hin und ...

Als sie erwachte, hatten Frühlau und Morgenebel der Landschaft längst ihr heimliches, nächtliches Bild genommen. Verwirrt schüttelte Myriel sich den Schlaf aus den Augen und den nassen Tau aus den Flügeln. Sie versuchte sich zu erinnern. Doch irgendwie lief ihr ein Schauer den Nacken herunter. Wenn das Moormonster sie entdeckt hätte. Sie konnte doch nicht einfach so mir nichts dir nichts mitten im Moor einschlafen. Zu Hause würde man sie sicher längst vermissen.

Myriel brauchte eine Weile, sich in diesem Nebel zurechtzufinden. Sie wusste jedoch, dass der Morgenebel nach unten sinkt. Also flog sie erst einmal hoch in die Lüfte, um nach dem alten Eichenbaum auf der kleinen Insel zu suchen. Und da sah sie ihn auch schon. Ausgeschlafen reckte die Eiche ihre Äste in den Himmel, fast als wolle sie der kleinen Elfe winken: „Hier sind wir, schau her!“ Und Myriel war überglücklich darüber. Sie flog geradewegs heim, kuschelte sich leise zu ihren Geschwistern und schlief bis in den Morgen hinein.

Als die kleine Elfe endlich aus einem traumlosen Schlaf erwachte, war das Leben im Baum bereits in vollem Gange. Unzählige Wesen flitzten am Stamm hinauf oder herab. Ein Star hackte mühsam seinen Schnabel in das harte Holz. In den Büschen am Fuße der Eiche hatte es sich eine Perlhuhnfamilie bequem gemacht. Ein Eichelhäher kreiste über der Insel, ein Reiher über dem Schilf. Bei all diesem Treiben fiel niemandem auf, dass Albaron auf der ersten bedeutsamen Gabelung des Baumes eine ernste Versammlung der Ältesten einberufen hatte. Sie debattierten eifrig über Angelegenheiten, die sie zum Teil selbst nicht so recht zu verstehen schienen.

Neugierig gesellte sich Myriel, die gerade halb verschlafen aus dem Wipfel heruntergeflattert kam, dazu. Sie kannte den Brauch, der jedem aus der Sippe erlaubte, an derartigen Versammlungen teilzunehmen. Sie wusste, dass sie sehr wohl zuhören, sich ungefragt jedoch nicht äußern durfte. Und ihr war ebenfalls bekannt, dass diese Treffen häufig sehr, sehr langweilig waren, vor allem für junge Elfen, die von den wichtigen Dingen meist wenig begriffen, wo sie doch

schon für manche von den Ältesten schwer zu erfassen waren. Trotzdem setzte sie sich gleich neben Albaron, der sie mit kritischem Blick musterte, ohne jedoch einen Kommentar abzugeben.

„Ich weiß nicht, was es ist, aber es kommt offenbar von den Menschen!“, folgerte er.

„Wie kannst du da so sicher sein, Albaron. In früheren Zeiten waren die Menschen den Elfen am nächsten. Soll sich das wirklich so sehr geändert haben?“, protestierte ein alter Moorelf, den Myriel hier noch nie gesehen hatte.

„Geändert? Ja, es hat sich vieles geändert. Die Menschen haben sich geändert. Sie haben ungeheure Dinge gelernt und dabei vieles vergessen, über das Zusammenleben.“

Albaron war ziemlich aufgebracht, beinahe zornig. In seinen grünen Augen spiegelte sich etwas, das eindeutig nicht in die Augen eines Elfen gehörte. Hatte er sich am Ende selber verändert? Aufmerksam verfolgte Myriel die Unterhaltung. Sie hatte immer noch keine blasse Ahnung, worüber geredet wurde, doch sie empfand Betroffenheit und vielleicht sogar so etwas wie Verantwortung.

„Albaron, es ist die alte Wut. Sie hat dich nie verlassen. Du bist einfach immer noch entsetzt darüber, dass sie damals unseren Stammbaum gerodet haben. Das ist jetzt über vierhundert Jahre her. Hör endlich auf damit. Es ändert nichts.“

Damit hatte die alte Lavra sicher recht. Myriel wusste nichts von einem alten Stammbaum. Aber sie kannte die Menschen und verstand, dass es ihnen wichtig war, hie und da einen Baum abzuholzen. Natürlich konnte kein Wesen im Universum diesen inneren Drang nachvollziehen. Es war einfach so, dass die Menschen anderen Idealen folgten, als jede andere Spezies auf dieser Welt und sie hatten sicher ihre Gründe.

„Das ist es nicht!“, protestierte Albaron und der Moorelf pflichtete ihm nickend bei. „Irgendetwas hat sich verändert. Seht uns doch an. Wir sind nicht mehr so lustig und leicht wie früher. Etwas geschieht mit uns und ich glaube, dass die

Menschen daran Schuld sind. Seht euch doch nur um: überall wimmelt es von ihnen und von diesen schweren, lauten Geräten und all den Sachen, die niemand nutzt außer den Menschen. Es macht mich irgendwie - KRANK!“

Krank? Was sollte das nun wieder bedeuten? Es macht krank? Dieses Wort hatte Myriel ja noch nie gehört. Und auch die anderen Teilnehmer sahen sich befremdet an.

„Was bedeutet KRANK?“, platzte die kleine Elfe hervor.

Albaron sah sie prüfend an. Eigentlich hatte sie gerade ein altes Ritual gebrochen. Grund genug, sie von der Versammlung auszuschließen. Andererseits konnte er ihre Frage nur all zu gut verstehen und sah in den Gesichtern der anderen, dass es ihnen ebenso erging.

„Krank?“, überlegte er, „das ist ein Wort von den Menschen. Ich habe es in letzter Zeit wohl schon zu häufig gehört. Aber wie kann ich es erklären? Es ist etwa, als tue man etwas, das man gar nicht möchte, weil es nicht gut ist, es zu tun. Dann ist man traurig und denkt immer wieder darüber nach, dass man etwas Falsches getan hat. Das ist krank - glaube ich wenigstens!“

Der Moorelf konnte das nur bestätigen. Die Menschen taten viele solche Dinge. Und sie sahen nicht unbedingt glücklich dabei aus. Manche Menschen sahen dabei sogar richtig gequält aus, als ob sie etwas täten, was sie nicht tun wollten aber unbedingt mussten.

„Das soll Krank sein?“, grübelte Myriel. Aber sie verkniff sich einen Kommentar. Es wäre bestimmt ihr letzter gewesen in dieser Versammlung.

Für den Augenblick schien alles gesagt. Albaron stand ohne ein weiteres Wort auf, entfaltete seine Flügel, räkelte sich und flog einfach weg. Wohin? - das sagte er nicht. Brauchte er auch nicht. Die anderen taten es ihm gleich und binnen kürzester Zeit saß Myriel alleine in der großen Gabelung und fragte sich, was sie wohl von all dem halten sollte. Ihr fielen die Ereignisse der letzten Nacht ein und sie fragte sich, ob es da wohl einen Zusammenhang gäbe.

Andererseits haben junge Elfen nicht die Aufgabe, sich um solch schwierigen Dinge zu kümmern. Das sollten doch lieber die Elvaren tun. Und eben aus diesem Grund raffte sich Myriel schwungvoll hoch und startete in neue Abenteuer hinein.

Schnell hatte sie die alte Eiche hinter sich gelassen. Gleich sauste sie im Tiefflug über das Wasser, unter ihr ein Fisch, der eine Weile in der selben Richtung schwamm, in die sie flog, doch dann abrupt einen Haken schlug. Myriel hätte es ihm gleich tun sollen. So prallte sie jedoch auf eine Wassernymphe, die, in einen lieblichen Singsang versunken, vollkommen das Gleichgewicht verlor und ins Wasser platschte.

Jäh gestoppt, versuchte Myriel der Nymphe zu helfen, doch die lehnte angewidert und zornig ab. Vielmehr bereute sie wohl, dass sie sich überhaupt in dieses brackige faule Tümpelwasser verirrt hatte. Nymphen sind übrigens auch Elfen, jedoch gehören sie an Orte, von denen aus das frische, reine Quellwasser sich in saubere Bäche ergießt. Sie geben dem Wasser die Energie, die es braucht, um Leben zu spenden und zu erhalten. Einfältig und töricht war der Gedanke gewesen, aus dieser Jauchkuhle ein gepflegtes Gewässer schaffen zu können. Und nun hatte die Nymphe ihre Torheit teuer bezahlt. Entsetzt stieß sie Myriel beiseite und machte sich auf und davon.

So schlimm war das Bad in dem Tümpel nun wieder auch nicht, dachte Myriel, die allerdings zugab, dass sie einer Tauchpartie in einer der nahe gelegenen Bergquellen nicht abgeneigt war. Zwei oder drei mal hatte sie dieses Vergnügen bereits gemeinsam mit einigen anderen Elfen genossen. Aber die Nymphen mochten solche Spielereien nicht besonders und hatten sie jedes Mal weggeschickt.

„Geschieht ihr ganz recht!“, posaunte Myriel heraus und erschrak gleichsam bei diesen Worten, die einer Elfe nun wirklich nicht würdig waren. Ein tief sitzender alter Zorn, der sich von jahrelanger Traurigkeit nährte, das kam ab und an schon einmal vor. Aber eine derartige Gefühlsregung, das war doch neu oder

wenigstens sehr ungewöhnlich. Wenn sie es nicht vergaß, würde sich Myriel mit Albaron darüber unterhalten, sobald sie wieder zu Hause war.

Jetzt sollte die Abenteuer tour erst einmal fortgesetzt werden. Myriel schloss sich einer Gruppe junger Moorelfen an, die sich an einer fast abgestorbenen Birke zu schaffen machten. Einer von ihnen, den sie Laurentius nannten, hatte wohl schon einigen Bäumen das Leben bewahrt. So war es nicht verwunderlich, dass er die Gruppe anführte. Drei von den insgesamt sieben Elfen hatten noch gar keine Übung in der Pflege von Pflanzen, waren also etwa auf dem Wissensstand von Myriel.

Nur noch wenige Blätter baumelten kraftlos an den langen, hageren Ästen des kranken Baumes. Die weiße Birkenrinde war über und über von einer grün schimmernden Kruste belagert. Aber das schien nicht die Ursache der Krankheit zu sein. Der Baum stand mitten im Morast. Ein Wunder, dass Birken sich überhaupt auf diesem Untergrund halten konnten; jeder andere Baum wäre egelrecht ertrunken - nicht die Birken. So richtig glücklich waren sie mit diesem Platz allerdings auch nicht. Und jede Elfe weiß: ein Baum, der nicht glücklich und zufrieden ist, kann in der Natur kaum bestehen. Ungünstig auch, dass Birken von jeher sehr ängstlich sind. Eine Birke alleine kann ihr Schicksal oft gar nicht erst ertragen. Sie stirbt an Einsamkeit. Wenn mehrere in einer Gruppe stehen, dann geht es ihnen schon besser. Dann erzählen sie sich gegenseitig Geschichten, wehen sich im Wind die langen, spindeldürren Äste zu, als streichelten sie einander. Im Spätherbst schlafen sie dann gemeinsam ein und versprechen sich, alle Träume des Winters zu behalten, um im Frühjahr mit Begeisterung davon berichten zu können.

Moorbirken waren eine ganz besonders traurige Gesellschaft. Sie wuchsen lustlos und ohne Freude auf, erzählten sich gegenseitig nur Schauergeschichten vom Moormonster und anderen gruselige n Gestalten, wenn sie überhaupt miteinander redeten und nicht gerade in tiefer Trübsinnigkeit vor sich hin vegetierten. Da sind sie den Menschen wohl sehr ähnlich, die gleichermaßen

vom Moor so richtig heruntergezogen werden können. Sie sehen das dunkle brackige Wasser wie eine Lache schillernden Unglücks, die Moose und Farne wie mahnende Ahnen aus einer fernen, primitiven Vergangenheit. Und sie erinnern sich dabei wohl an Geschichten von Eis und Schnee, Durst und Elend, Krankheiten und Vergänglichkeit. Mit solcher Schwermut zu leben, wäre für eine Elfe unerträglich - geradezu widersinnig. In ihrer Natur liegt das Quirlige, Fröhliche. Schon ihre Aura strahlt einen freundlichen Glanz aus, leuchtet ein wenig heller als die der Menschen und auch vieler Tiere. Und die Moorelfen besitzen noch ein winziges Fünkchen von diesem unbeschreiblichen Glitzern. Ihr glockenheller Gesang klingt noch klarer und glücklicher. Das ist sehr wichtig, wenn man in einer derart von dunklen, müden Gedanken geprägten Umgebung Licht und Frohsinn schaffen möchte.

Die Moorelfen umringten den kranken Baum. Sie fassten einander an die Hände, so dass sie einen Kreis bildeten. Laurentius stimmte einen Gesang an, wie ihn Myriel noch nie gehört hatte. Doch sie fühlte, dass er etwas sehr Gesundes in Gang setzte. Der Klang, die Zusammensetzung der Stimmen, die Farben dieses kleinen Liedchens gingen der Elfe so richtig ans Herz. Und mehr noch: durch den gemeinsamen Gesang veränderten sich die Farben der Elfen selbst. Sahen sie vorher noch recht unscheinbar und klein aus, so entwickelten sie sich unter den Klängen zu einem kreisrunden Regenbogen, aus allen Farben, die man sich nur vorstellen kann. Und dieser Regenbogen wuchs heran, bis er die Birke zärtlich leuchtend umhüllte.

Elfen haben normalerweise sehr zarte, leise Stimmen. Doch wenn sie einmal in Schwung kommen, dann können sie schon ordentlich laut losschmettern. Der Gesang wurde kräftiger und mit ihm der Regenbogen, der jetzt fast wie eine Glocke war.

Plötzlich geschah das Wunder, dass Myriel und die drei unerfahrenen Moorelfen zum aller ersten Mal miterleben durften: die Birke öffnete ihr Rindenkleid und ließ das Licht herein. Bis ins innerste Mark des Stammes drangen die Strahlen

ein. Ein unglaublich schönes Bild. Deutlich war die innerste Seele dieser Pflanze zu erkennen, wie sie hier und da unterbrochen zu sein schien. Doch das Licht löste die geheimen Knoten der Angst und tränkte die Seele mit Freude und Wärme. Wie ein riesiger Stab aus buntem Kristall wirkte nun die Birke und sie wurde eins mit den tanzenden Elfen.

„Vorsicht!“, flüsterte Laurentius plötzlich, „gleich wird sie Angst und Bedrückung loslassen. Haltet euch fest. Es ist manchmal kein schönes Gefühl, in einem Moment all das zu erfahren, was einem das Leben schwer gemacht hat!“

Im selben Moment knackte es und sie spürten, wie sich Düsteres, Unheimliches von dem Baum löste. Die Elfen hielten einander fest an den Händen. Eine Ahnung von Furcht überkam sie. Ein Schauer, den sie ganz sicher nicht ein zweites Mal erfahren wollten. Myriel war beinahe schlecht. Am liebsten hätte sie sich losgerissen und wäre in den Himmel gerast wie eine Furie. Doch die anderen hielten sie fest. Langsam entwich die heftige Kraft und es kehrte wieder etwas wie Entspannung und Gleichmäßigkeit ein unter den Elfen.

Laurentius lächelte und stimmte ein neues Lied an. Nicht so ausdrucksvoll und energisch wie das erste. Eher zart und zerbrechlich und beruhigend allemal. Bald wogen sich Elfen und Birke in einen traumähnlichen Zustand hinein. Trieben dahin in der Unendlichkeit einer fantastischen Welt aus Gefühl und Gedanken, schlummerten beinahe dahin.

Niemand hatte bemerkt, wie die Zeit vergangen war. Doch nun stand die Sonne bereits tief im Westen, färbte sich rot, würde gleich am Firmament versinken. In diesem Schimmer verschloss die Birke ihre Rinde. Laurentius öffnete den Kreis. Die Elfen genossen schweigend den großen Schatz des Sonnenunterganges. Und sie fühlten in ihren Herzen, dass sie gemeinsam etwas wunderbares vollbracht hatten.

So stolz, dass man es gar nicht beschreiben kann, flog Myriel heim zur alten Eiche. Das musste sie allen erzählen. Sie selbst, Myriel, die kleine Elfe, hatte

einen Baum gerettet. Und wie aufregend das gewesen war, wie unglaublich fantastisch. Sie war vollkommen außer sich vor Freude.

„Das glaubt mir doch keiner! das glaubt mir doch keiner!“, dachte sie, während sie in einer wahnsinnigen Geschwindigkeit über den Sumpf schnellte. Und ...

„Myriel, die Retterin der Birken!“, dachte sie weiter.

So etwas hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nicht erlebt. Das war ..., das war wie die Geburt einer Elfe! Vielleicht ... sie war leider noch bei keiner Geburt einer Elfe dabei gewesen. Aber das wäre bestimmt das einzige, was ähnlich fantastisch wäre wie das Erlebnis mit der Birke.

„Albaron, Albaron, du glaubst nicht, was ich eben ...!“

Myriel war derart aus der Puste, dass sie den Satz nicht einmal zu Ende sprechen konnte.

„Nun beruhige dich doch erst mal!“, empfing sie der weise Elvar. Und er sah sie mit einem erwartungsvollen Lächeln an. „Ist es jetzt besser? Also erzähl mal, was hast du denn so Weltbewegendes erlebt?“

„Wir haben eine Birke gerettet. Eine Sumpfbirke!“, platzte sie stolz hervor und strahlte dabei wie der Morgenstern.

„Eine Birke? Ihr? So, so!“

Albaron kratzte sich nachdenklich am Kinn. Das hatte er von Myriel in der Tat noch nicht erwartet. In ein oder zwei Jahren vielleicht, dann hätte sie ein paar mal zugeschaut und sich getraut. Die kleine Elfe war viel, viel weiter mit all ihren Gedanken und jetzt auch mit ihren Taten, als er sich je vorgestellt hätte. Er ahnte, dass dies irgendwann zu Problemen führen würde?

„Mit wem hast du denn die Birke gerettet?“, fragte er schnell und versuchte dabei die Bedenken zu verdrängen.

„Mit den Moorelfen. Sie wollten gerade die Birke retten, als ich auf sie traf. Und sie hatten nichts dagegen. Ich durfte mithelfen. Laurentius hat ein Lied gesungen und plötzlich war alles ganz bunt um uns herum. Und wir haben uns angefasst

und um den Baum herumgetanzt. Und dann ist die Rinde auseinandergeplatzt und alles hat gestrahlt und geglitzert. Und ...“

„Weißt du was?“, schmunzelte Albaron, „ich glaube, von diesem Erlebnis solltest du im großen Rat berichten. Jetzt ruhst du dich eine kleine Weile aus und ich rufe den Elfenrat zusammen. Und dann können wir gemeinsam hören, was für eine fantastische Tat du heute vollbracht hast. Und das feiern wir dann alle gemeinsam. Was hältst du davon!“

Was Myriel davon hielt? Sie platzt vor Stolz und Freude. Dem ganzen Rat erzählen, was sie getan hatte. Das war das allergrößte.

Kaum dass Myriel einmal im alten Baum auf- und abgeflogen war, hatten sich bereits alle in der großen Gabelung zusammengefunden. Mittlerweile hatte sich das blau vom Himmel geschlichen, Mond und Sternen den gebührenden Platz einzuräumen. Übrigens können Elfen, wenn sie es wollen, im Dunkeln selbst ein wenig Licht ausstrahlen, so dass eine solche Versammlung nicht etwa in völliger Finsternis stattfindet. Außerdem hatte der Vollmond in der letzten Nacht seine volle Kraft entfaltet. Zum heutigen Abend hatte er nur wenig an Kraft und Größe verloren. Wie dem auch sei. Es war ein lauer Sommerabend. Alle Elfen des Eichenbaumes waren gekommen, um die Geschichte zu hören und anschließend mit der kleinen Elfe zu feiern.

Alles erzählte Myriel ganz genau und ohne auch nur die kleinste Kleinigkeit auszulassen. Sie war selbst überrascht, wie spannend die Geschichte war. An einigen Stellen raunte das Publikum ein „Aah!“ oder „Ooh!“, dann fühlte sie sich ganz besonders geschmeichelt. Nur als die Sache mit dem Angstausschub kam, da wurden alle ganz still. Die Stimmung war plötzlich gespannt und irgendwie bedrückend. Die älteren Elfen sahen Myriel mitleidig an, als könnten sie nur all zu gut verstehen, wie unangenehm dieses Gefühl für sie gewesen war.

„Und? Wolltest du aufgeben?“, fragte Lavra mit liebevoller Stimme.

„Natürlich nicht!“, flunkerte Myriel, „wir haben uns alle ganz fest an die Hände gefasst und es zusammen zu Ende gebracht. Und dann haben wir noch ein Lied gesungen und alles war toll und wunderbar!“

Schweigen.

„Na ja, dann war da noch der schöne Sonnenuntergang. Den haben wir noch gemeinsam eingeatmet. Danach bin ich gleich nach Hause gekommen!“

Schweigen. Noch mal schweigen.

Und dann ein tosendes Lachen und Klatschen. Alle freuten sich mit Myriel und gratulierten ihr zu der ersten Rettungsaktion in ihrem Leben. Mit diesem Erlebnis war sie nun eine richtige Elfe. Ja, das war sie natürlich sowieso. Aber nun hatte sie zum ersten Mal das getan, was Elfen tun, was Elfen so wichtig macht in der Natur.

Schon aus dem Gefühl heraus würde sie wieder einen Baum retten und wieder. Und sie würde damit sehr viel Gutes über die Welt bringen. Und darauf waren alle Elfen mächtig stolz. Kein erwachsener Elf hätte sich je vorstellen können, etwas anderes zu machen. Das Wohl der Bäume und Sträucher, der Wiesen und Auen war ihr Lebenswerk. Manche Elfen wurden sogar gemeinsam mit ihrem Lieblingsbaum uralte - über tausend Jahre.

Doch so weit war es für Myriel noch nicht. Nach und nach würde sie mit anderen Elfen zusammen einzelne Bäume heilen. Später einmal, in zwei- oder dreihundert Jahren würde sie einen Baum finden, der ihr so wundervolle Geschichten erzählt, dass sie beschließen würde, diesen Baum ganz besonders zu pflegen. Und er würde sie dafür wirklich reich belohnen. Aber - wie gesagt - das hatte alles noch sehr viel Zeit.

Die Befreiung des Moormonsters

Die warmen Sommertage lagen inzwischen weit zurück. Viele Bäume hatten die bunt gefärbten Blätter längst abgeworfen. Die weichen Nadeln der Lärche vergilbten bereits. Über dem Moor lagen Nebelschwaden, an manchen Tagen bis weit nach Mittag, fingen sich in diamantenen Tropfen auf fein gesponnen Altweiber-Netzen. Wann immer die Wolkendecke aufriss, hörte man die Natur tief und träge atmen. In diesen wenigen Momenten tanzten die Farben einer dämmernden Welt über dem sonst so trüben und traurigen braunen Wasser, als schwebten Libellen im schillernden Licht hinüber in jene ferne wandelnde Phantasie träumender Sanftmut, als lächelte die Sonne zum Gruße der alles umfassenden Schläfrigkeit den Weiden zu, deren lange Flechten wie dünnes Haar im leichten Winde taumelten. Niemand konnte mit Gewissheit sagen, welche der Weiden den Sinn schon nach weiten Sphären ausgestreckt hatten, welche noch in der Erinnerung an jenen wunderbaren üppigen Sommer schwelgten, der noch so frisch duftend hinter ihnen lag. Nicht so verhielt es sich mit den Birken. Sie waren wie Kinder. Schlummerten schnell und tief, im Geiste eins, dicht gekuschelt aneinander. So verharrten sie über den Winter und blieben tatsächlich dicht gedrängt am Orte ihrer Wurzeln. Es ist beinahe, als überkäme sie in solchen Zeiten die Furcht vor der Ferne, vor dem Fremden, vor den Ahnungen der Möglichkeiten. So sind sei nun einmal, die Birken.

Ganz anders die alten, schweren Eichen mit ihren wilden Silhouetten, die des Nachts im Mondlicht gespenstisch in den Himmel ragten, Mensch und Tier gleichermaßen zu schrecken. Verschwunden schienen in diesen kargen kühlen Nächten Ruhe und Weisheit. Und doch - wer sie kennt weiß, es ist nur ein Schutzwall, eine Tarnung der Scharade jener bösen Geister zu entgehen, die in der dunklen Jahreszeit ihr Unwesen in Gegenden wie dieser mit finsterer Wonne treiben. Nur der Mensch kann so töricht sein zu glauben, er allein würde dem Wald all das Unheil antun, die Zerstörung hervorrufen oder gar verursachen. Da

gibt es ganz andere Ereignisse und Wesenheiten, die sich ungeachtet des blanken Chaos mächtig ins Zeug legen, die Wälder und deren Bewohner bis ins Mark zu schänden. Andererseits: die schändliche Missachtung der Natur durch den Menschen kann natürlich ebenso wenig zu entschuldigen sein.

Die knorrigen alten Eichen flößten dank ihrem garstig kargen Äußeren einer Unzahl unangenehmer Wesenheiten größten Respekt ein. Wie die bedrohlichen Wahrzeichen eines niemals endenden Kampfes ragten sie drohend über Ebenen und Wäldern empor, fuchtelten wild mit Tentakelgleichen Armen im Wind, strahlten eine unglaubliche Garstigkeit aus, wie sie nur wenige in den Stunden herbstlicher Nacht- und Morgennebel ertragen konnten. Selbst das Knarren im Geäst, gepaart mit den düsteren Schreien der Nachtaktiven, tat seinen Teil dazu. In Wahrheit jedoch liebten die Eichen nichts mehr als ihre all winterlichen Seelenreisen. Wie flinke Wiesel schlüpfen sie aus ihrer Rinde, die fortan nur eine leere Hülle darstellte, und machten sich auf zu Unternehmungen, deren Einzigartigkeit im Universum berühmt gewesen wäre, wüssten nur mehr Wesen davon. Manche Eichen trafen sich auf hohen sonnigen Hainen weit im Süden, wo sie über die seltsamen Entwicklungen auf Gaia - Mutter Erde - berieten. Andere ließen sich einfach treiben, schwebten über den Himmel hinaus in den Kosmos und viel, viel weiter noch, neugierig auf ferne faszinierende Welten. Oder sie schmiegten sich im Tanze des Windes in eine Wolkendecke und trieben leicht und lautlos mit dem Schnee herab auf die ruhend gefrorenen Felder. In der Tat gibt es mannigfaltige Rituale, denen Eichen mehr denn jede andere Pflanze nachhängen. Das traut ihnen kaum jemand zu. Allerdings sollte man dabei nie außer Acht lassen, dass Bäume ein etwas anderes Zeitempfinden besitzen als etwa Elfen oder Menschen. Ausflüge, wie die beschriebenen, können durchaus einen ganzen Monat andauern oder länger, würden jedoch in einem knorrigen Holzriesen eher das Gefühl einer kostbar erfüllten Viertelstunde hervorrufen, einer winzig kleinen Perle nur - im Ozean der Zeit.

Die alte Elfen-Eiche auf der kleinen Moorinsel hatte sich für den späten Herbst mit einigen ebenso weisen wie ehrenhaften Gleichgesinnten verabredet. Es galt einige Angelegenheiten zu beraten und wenn möglich, eine Situation zu erfassen, die vielen Wesen bislang als vollkommen fremd und neuartig erschien. Ereignisse waren eingetreten, die nicht zu begreifen waren, Veränderungen, wie sie selbst die Ältesten unter den Bäumen in Jahrtausenden nicht erlebt hatten, und - was noch bitterer war - die nicht einmal in Mären und Legenden erfasst waren. Bei all den Kräften, die Gaia über Jahrmillionen geformt hatten - diese war neu. Und weil sie neu war, unberechenbar.

An vielen Orten trafen sich mittlerweile die unterschiedlichsten Wesen, um heraus zu bekommen, was eigentlich mit ihnen geschah. Pflanzen erkrankten auf seltsame Weise. Viele starben sogar oder siechten qualvoll dahin. Tiere verendeten. Selbst Mutter Erde litt unter den neuen Zuständen. Doch mehr als alle anderen erfuhren die halbstabilen Völker ein Leid, wie sie es seit Menschen Gedenken nicht hatten ertragen müssen. Sie litten unter Orientierungslosigkeit. Der Boden schien ihnen unter den Füßen weggezogen. Und selbst ihre zarten Seelen bebten in der Ungewissheit eines Zustandes, den man wohl am ehesten mit Konzentrationsunfähigkeit beschreiben könnte. In einigen Regionen verloren sie den Sinn für ihre Aufgabe, ja sogar für die eigene Gemeinschaft. Ziellos irrten sie umher, nicht mehr in der Lage ihre Berufung zu erkennen, geschweige denn sich überhaupt an irgendetwas zu erinnern. Sie schienen sich gerade zu auflösen. Nein, das schienen sie nicht nur: Sie lösten sich einfach auf in Nebel, Rauch, was auch immer. Ganze Völker krankten wie gesagt bereits an dieser Epidemie. Welche Folgen dies über kurz oder lang für die Natur haben würde, muss hier wohl kaum erwähnt werden.

Aber auch eine positive Seite schien das Ganze mit sich zu bringen: Wesen, die sich im Allgemeinen nicht mit dem Gemeinwohl aller beschäftigten, begannen sich Sorgen zu machen, begannen zu verstehen, dass ihre eigene Existenz mit dem Dahinsiechen der Elfen, Pflanzen und Tiere ebenfalls bedroht war. Es

kamen Gedanken auf, neue Ränke zu schmieden untereinander, zwischen Gesellschaften, die sich gegenseitig Schlimmeres antaten, als einander nur zu verachten. Doch dieser Weg war lang und steinig. Kaum jemand konnte sich überhaupt vorstellen, dass gewisse Völker sich auf andere einlassen würden, egal wie sehr man sie bedrohte.

Dem Rat der Eichen war dies momentan relativ gleich. Natürlich würde auch ihnen die Pflege der Elfen fehlen, wie jedem anderen Baum; dennoch sahen sie die Dinge aus einer, sagen wir, etwas anderen Perspektive. Es ist schwierig zu beschreiben. Vielleicht kommt der Begriff Gleichmut dem nahe, was die Eichen empfinden. Sie weilen seit langem auf unserem Planeten. Im Laufe der Jahrtausende erkannten sie, dass nicht jede für sie schlechte Entwicklung tatsächlich auch für den Rest von Mutter Erde nur negativ sein musste. Wenn etwa ein Feuer einen ganzen Landstrich verzehrt, so ist das natürlich zunächst grauenvoll für alle dort lebenden Wesen. Ist das Feuer jedoch erloschen und das Land verbrannt, so gedeihen dort vielfältige Kulturen, die im dichten Gestrüpp etwa eines Hains gar nicht hätten existieren können. So hat das Feuer den Wald erneuert, ihm zurückgegeben, wessen er sich beraubt hatte. Die alten Eichen wussten dies und ihnen war auch bewusst, dass kein Lebewesen ohne eine brennende Notwendigkeit jemals freiwillig den Platz räumen würde, nicht einmal für die eigenen Nachkommen. Schon in der Frühzeit der Erde, als die Wesen noch ungezügelt und jung waren, wenige gigantische Kreaturen, die den Schoß der Mutter in aller erste Formen gebracht hatten, schon damals hatte sich keines dieser Urgeschöpfe freiwillig vertreiben, einsperren oder gar vernichten lassen. Endlose Schlachten waren notwendig gewesen, zu bändigen, was die Natur einst als Ursprung, Entstehung selbst geboren hatte. Und selbst jetzt, nach so vielen Zeitaltern war man ihrer nicht vollständig Herr oder Herrin geworden. Immer noch wüteten Stürme wie Wassermassen auf einem längst kultiviert geglaubten Planeten. Nur die Feuergeister hatten bei Zeiten jenem Kompromiss

zugestimmt, der sie seit ewig an die Sonne bannt. Doch auch sie drängten nun auf Rückkehr.

Wie dem auch sei, die alten, mächtigen Eichen kannten die Geschichte von der Entwicklung der Gaia sehr wohl und sie waren möglicherweise die einzigen, die daraus gelernt hatten, sich in das System einzuordnen, auch wenn es den eigenen Tod bedeutete. Bei dem bevorstehenden Treffen hofften sie einigen Aufschluss über die Ereignisse zu erhalten.

Die alte Mooreiche hatte einen einsamen Weg zu beschreiten. Sie war die einzige Teilnehmerin aus den Nordländern, wenn gleich der Eichenbaumbestand dort mithin am größten war. Viele, die sie einst begleitet hätten, waren bereits müde und schwach, erinnerten sich kaum noch an ihre Herkunft, waren der entsetzlichen Krankheit längst anheim gefallen. In den riesigen Eichenhainen der Mittelgebirge fanden sich nur noch wenige starke Stämme. Und selbst diese hatten den Sinn für die Gemeinschaft verloren und irrten einsam und verlassen durch die Gestade der Einsamkeit. Sie waren müde geworden, saftlos, schwach. Hier und da waren noch Elfen am Werke, ihnen Hoffnung und Kraft zurück zu geben, doch auch sie waren nur noch ein Schatten ihrer selbst. Vor einigen Jahrhunderten, höhnte die Mooreiche, kannten sie ihre Feinde genau. Sie wussten wer gekommen war sie zu verbrennen, zu peinigen, ins Dunkel zu führen. Und man hatte sich vorbereitet, den Feind in einer verheerenden Schlacht niedergestreckt, samt seiner Vasallen. Nun aber streckte ein Gegner die leichenblasse Hand nach ihnen aus, der nicht zu greifen war.

Auf dem dumpfen Flug der Seele durch die Gestade ewiger Stille, ließ die eine einzige Frage die Mooreiche nicht mehr los: war es der Wille der Gaia, der Mutter? Aber was konnten sie ihr nur angetan haben, dass sie sich auf derart vernichtende Weise an Gewächsen und Geschöpfen rächen wollte? Das konnte einfach nicht die Ursache sein.

„Es muss einen anderen Grund geben!“, träumte sie, während ihr Gleitflug über eine weite, endlose Ebene dem Ende zuing. „Es muss einen anderen Grund geben!“

Und sie brachte alle Phantasie auf, sich vorzustellen, welche düstere Kraft sich dem Land, den Wesen, Pflanzen und Tieren bemächtigt hatte, ohne auch nur eine reale Vorstellung von den Dingen zu haben, die tatsächlich in Gang gesetzt worden waren, und die selbst bei gutwilligster Betrachtung nichts zu tun hatten mit einer Notwendigkeit, durch die Gaia Kraft gewonnen, Läuterung erfahren hätte.

Auf ihrem Weg traf sie vielmehr immer häufiger auf einzelne verirrte Geister, die selbst niemandem mehr sagen konnten, woher sie kamen oder wieso sie überhaupt unterwegs waren.

Während sie so darüber nachsann, spürte sie ihren Lebensfaden hell aufleuchten. Jemand machte sich an ihr zu schaffen. Waren es Waldarbeiter, die ihren Lebensdocht auslöschen würden? Sollte dies das Ende einer alten Eiche mitten im Moor sein? Sie konnte es sich beim besten Willen nicht vorstellen. Die Menschen fällten im Winter, nicht im Herbst. Ausserdem gab es keine Verwendung für das faulige Holz der Moorbäume. Auch war der Transport offensichtlich zu mühselig, so dass selbst abgestorbene Bäume im Moor der Fäulnis überlassen wurden. Ein Feuer? - im Moor? Das war absurd. Obgleich irgendwie denkbar. Nein, das war nicht, was sie spürte. Die alte Eiche wurde zurückgerufen von ihren Bewohnern, den Elfen. Sie hätten längst selbst den winterlichen Schlummer beginnen sollen. Was veranlasste sie, mit den alten Traditionen zu brechen?

In einem Seelenritt schoss der Geist der Alten zurück in die Rinde ihres Körpers auf der Moorinsel im Silbermoor. Wer oder was sie auch immer gerufen haben mochte, es waren jedenfalls nicht die Elfen. Die meisten von ihnen hatten sich kuschelige Plätzchen im Geäst gesucht und waren längst dahingeschlummert.

Nur Myriel und ein junger Elf waren noch unterwegs. Von ihnen war allerdings keine Spur auszumachen.

Statt dessen saß eine Frau auf der kleinen Moorinsel, mit gekreuzten Beinen, den Rücken an den Stamm gelehnt. Langes dunkelblondes Haar fiel in leichten Wellen an ihren zierlichen Schultern herab. Das Gesicht schlank, beinahe hager, wie ihre gesamte Erscheinung, betonte um so mehr die rehbraunen Augen, die mit strengem Blick etwas im Moor zu beobachten schienen. Um Arm- und Fußgelenke hatte sie Ketten gewunden aus den feinen blauen Federn des Hähers. Eine weitere Kette mit Federn und Steinen im Wechsel zierte ihren Hals. Ins Haar geflochten war Blütenwerk, wie es zu dieser Jahreszeit sicher hier nicht wuchs. Alles in allem war sie gut anzusehen, wie sie da so an den Stamm der alten Eiche gelehnt saß, tief versunken.

„Du hast mich gerufen?“, begann die Eiche, nachdem sie sich in ihrer Rinde ein wenig geräkelt hatte. Sie bemühte sich, diese Worte oder vielmehr Gedanken möglichst schnell zu formulieren; denn sie wusste um den Unterschied in den Schwingungen zwischen Mensch und Baum.

„Ich, ja!“, entgegnete die Frau, ohne auch nur eine Geste der Verwunderung zu zeigen. Ihre Gedanken waren ausgeglichen und langsam. So langsam, dass sie selbst für einen alten Baum anmutig wirkten und sanft. „Ja, wir müssen reden. Möchtest du reden?“

„Wir werden reden!“

Eine Pause erfüllte die Luft. Bedeutungsvoll und gewichtig. Die Aura der Frau verriet ein wenig mehr von ihr als das nette Äußere. Sie erstrahlte in einem reinen weißen Glanz, in einem Umfang, der selbst dem Lichtkranz der alten Eiche in nichts nachstand. Sie hatte sicher eine Vielzahl von Leben gelebt und war sich dessen in jeder Faser ihres Sein bewusst. Auch in den Boden drang die Aura vor, vereinigte sich für einen Augenblick tiefer seelischer Gemeinsamkeit mit dem Wurzelwerk. Etwas derartiges war selbst für einen alten erfahrenen Baum nicht alltäglich, um ehrlich zu sein, es kitzelte sogar ein wenig.

„Was werden wir reden?“, fragte die Eiche irritiert, während sie das Spiel der Auren weiterhin genoss.

„Du weißt es. Erzähl es mir. Etwas hat sich verändert. Ich sehe es. Ich fühle es. Doch ich weiß nicht, was es ist.“

„Es hat sich etwas verändert - in der Tat. Ich hoffte, du könntest es mir erklären?“

Sie schwiegen miteinander bis in die tiefe Dunkelheit hinein und regten sich nicht. Erst als der Mond kräftig und rund am Himmel erschien und dem Moor eine neue Farbe gab, erwachten sie und suchten die Ereignisse neu zu ordnen.

In der Zwischenzeit waren Myriel und Halphaid, jener junge Elf, dessen Neugier und Abenteuerdrang ebenso groß war, wie der ihre, zur alten Eiche zurückgekehrt. Seit die Familie in Winterschlaf gegangen war, hielt die zwei nicht mehr sehr viel auf der Moorinsel. Ab und an schauten sie vorbei, sahen nach, ob noch alles beim alten sei, ruhten ein wenig, um dann beim ersten Blinzeln der Sonne neue aufregende Abenteuer zu erleben.

Sie hatten sich weit vorgewagt in den letzten Tagen, bis in das kleine Dorf hinein. Und es hatte ihnen dort sehr gut gefallen. Da waren Kinder, die in Gruppen miteinander spielten, manchmal im Garten mit bunten Gefäßen im Sand oder bei Regen auch drinnen, in einem Haus, das selbst so kunterbunt war wie seine Bewohner. Halphaid konnte den ganzen Tag dem bunten Treiben zuschauen, aber Myriel wurde das mit der Zeit langweilig. Sie wollte mehr erleben, sehen, begreifen, verstehen. Und so schwirrte sie los, andere Menschen zu studieren, andere Orte zu erkunden. Erst traf sie auf ein Fenster, sie wäre beinahe gegen die Scheibe gestoßen, hinter dem viele wunderschöne Steine lagen, und zwar ganz gerade nebeneinander, wie es in der Natur niemals vorkommen würde. Andererseits gab es viele dieser schillernden und blitzenden Kleinode auch gar nicht zusammen in einer Gegend. Da hatte sich jemand besondere Mühe gegeben, sie zu sammeln und zu ordnen. Das war so eine Angewohnheit, die neben den Menschen wohl nur ein paar Säugetiere wie

Hamster oder Eichhörnchen besaßen. Aber wenn sie es recht überlegte? War das Sammeln von Eindrücken nicht vielleicht das Gleiche? Myriel war sich nicht sicher, wobei es auch keine große Rolle spielte, ob jemand nun sammelte oder nicht.

Was ihr viel mehr durch den Kopf ging, war dieses seltsame Geräusch. Sie hatte es vor ein paar Tagen zum ersten Mal wahrgenommen. Nein! Einen ähnlichen Ton hatte sie im Moor schon einmal gehört. Einer der Waldarbeiter hatte es damals gemacht. Jedenfalls klang es so, wie das Geräusch, das sie vernommen hatte, bevor dieses große Fahrzeug an ihr vorbeigeschossen war. Der Luftzug hatte sie wohl mitgerissen, sie herumgewirbelt und dann war sie auf einem Beet mitten im Garten vor dem bunten Kinderhaus gelandet. So etwas hatte sie schon lange nicht mehr erlebt, nicht mehr seit sie das Fliegen gelernt hatte. Sie war ganz benommen gewesen in diesem Moment. Und auch Halphaid hatte es herumgewirbelt. Verdutzt hatten sich die beiden angesehen und für diesen Tag ihr Abenteuer beendet.

Das war jetzt zwei Tage her und es machte beiden zu schaffen, auch wenn sie nicht darüber redeten. Irgendwie hatten sie, jeder für sich, beschlossen, erstmal nichts mehr mit den Menschen und ihren seltsamen Angewohnheiten und Gerätschaften zu tun haben zu wollen. Und dann saß da plötzlich diese Frau unter der alten Elfen-Eiche. Sie schien Myriel und Halphaid sogar auf eine Weise zu erkennen, was für Menschen recht ungewöhnlich war.

„Na ihr zwei!“, flüsterte sie, „was macht ihr denn noch hier um diese Jahreszeit? Müsstet ihr nicht längst in ein gemütliches Geäst gekuschelt dem Winter entgegenträumen?“

„Nun ja“, antwortete Myriel, die sich dachte, dass bestimmt der Vollmond bewirkt hatte, was gerade geschah, „eigentlich wollten wir noch ein paar Abenteuer erleben - jetzt, wo die anderen alle schlafen!“

„Abenteuer? - das klingt interessant. Wirklich interessant. Ich heiße übrigens Lena-Viviane. Abenteuer? Ich glaube ...“, dabei sah sie nachdenklich ins Moor

hinüber, wo sich der fahle Mond silbrig auf dem Wasser spiegelt, „es war ein Abenteuer, das mich zu euch geführt hat. Aber ich verstehe es noch nicht!“

„Was verstehst du nicht?“, mischte sich Halphaid ein, nur so um zu zeigen, dass er schließlich auch noch da war.

„Es war nur so ein Gefühl, wisst ihr. Nur so ein Gefühl. Da ist etwas. Es hat mich hier her gezogen. In dieses Moor. Auf Eure Insel zu der alten Eiche. Nur kann ich nicht erkennen, worum es geht. Und die Eiche weiß es auch nicht. Habt ihr vielleicht eine Ahnung? Seid ihr am Ende der Grund?“

Myriel und Halphaid? Der Grund für eine Menschenfrau, sich bei Vollmond ins Moor zu begeben? Das konnten sie sich nur schwer vorstellen. Soweit sie wussten, gab es nur sehr wenige Momente, in denen Elfen und Menschen einen Grund gehabt hatten, einander zu treffen. Albaron hatte wohl einmal ein altes Märchen erzählt, über eine Zeit, wo die beiden Völker noch ein wenig dichter zusammen waren.

„Was für ein Grund sollte das sein?“, fragte Myriel schließlich.

„Ein Grund, der sehr tief sitzt!“, tönte es aus ihrem Inneren heraus.

„Hallo, bist du wieder erwacht?“, fragte Lena-Viviane sanft.

„Erwacht? Nun, wenn du es so nennen möchtest? Erwacht!“

Die alte Eiche räkelte sich in ihrer Rinde. Sie war beeindruckt von der Unterhaltung. Und sie musste gestehen, dass eine Ahnung, eine Vision oder etwas Derartiges sie durchflossen hatte. Ja, es hatte zu tun mit Myriel, mit den Elfen und den Bäumen und den Menschen. Eines Tages würden sie es verstehen und dann war nicht mehr viel Zeit. Das Bild löste sich wieder auf.

„Ihr solltet schlafen, wie die anderen!“, fuhr sie fort, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

„Nein!“, seufzte Lena-Viviane, „ich fürchte, sie sollten es nicht. Ich bin froh, dass wir uns hier gefunden haben. Lauschen wir den Stimmen der Nacht. Vielleicht haben sie etwas zu erzählen. Mit diesen Worten deutete sie auf eine

Wolke, die von Westen her am Mond vorbeizog und auf sie zukam. Eine dunkle, düstere Wolke.

„Wie heißt du eigentlich?“, wollte Myriel von der alten Eiche wissen; denn es interessierte sie schon seit langem.

„Wie? Ich?“, die Eiche dachte nach. Wenn sie je einen Namen besessen hatte, dann war das zu lange her. Der Augenblick schien allerdings auch nicht geeignet, sich darüber Gedanken zu machen.

„Siehst du es?“, flüsterte sie.

Lena-Viviane nickte stumm. Ein Frösteln verriet ihr, dass diese Wolke nicht war wofür sie der einfache Wanderer gehalten hätte.

„Was hat es vor?“, fragte sie, ohne den Blick von dem schattengleichen Wolkenungetüm zulassen.

Sie entfaltete mit einem Mal eine Größe und Ausstrahlung, wie sie Myriel noch von keinem Menschen erlebt hatte.

„Bist du eine Zauberin?“, flüsterte die Elfe und schrumpfte vor Ehrfurcht.

„Ich erkläre es Dir, wenn du magst. Doch nicht jetzt. Was da auf uns zukommt, ist nicht freundlich. Es hat Absichten!“

„Was für Absichten?“, wollte Halphaid wissen.

„Keine Ahnung! Es ist eines der alten Wesen, nehme ich an. Die tauchen bisweilen einfach aus der Dunkelheit auf und verschwinden ebenso schnell wieder.“

„Du hast gesagt, es hat Absichten!“

„Ja, ich weiß!“

„Dann erkläre es mir!“

Halphaid blieb hartnäckig. Warum mussten die Großen immer um alles herumreden. Albaron konnte das auch viel zu gut. Etwas andeuten, um dann in dem Augenblick, der am spannendsten war, einfach abzubrechen.

„Es ist ... ich weiß nicht, was es ist. Kennt ihr Geschichten über die ersten Wesen? Sie waren wie der Sturm oder das Feuer oder eine Sintflut. Sie kamen

um zu reinigen, behaupten die Alten. Doch diese Art der Reinigung hat häufig zu großem Unglück geführt. Andere sagen, sie hätten nie einen tieferen Sinn in ihrem Handeln gesehen, sich einfach nur von der Angst anderer ernährt.“

„Von der Angst anderer? Das verstehe ich nicht?“, meinte Myriel.

„Da bist du nicht alleine. Ich habe selbst lange gebraucht, um diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Nimm etwa uns Menschen. Wir müssen essen und trinken so wie die Tiere. Ganz ohne dies würden wir verhungern und verdursten. Nun stell Dir vor, es gäbe ein Wesen, das nicht isst, das nicht trinkt, das sich von Deiner Angst ernährt. Wenn du dich fürchtest, dann kommt es herbeigeflogen und schmiegt sich ganz dicht an dich. Dann beginnt es zu atmen. Ganz tief atmet es Deine Angst ein. Am Ende hast du Deine Angst verloren, während dieses Wesen sich daran satt geatmet hat. Verstehst du?“

„Aber dann ist es doch gar nicht gefährlich!“, platzte Halphaid hervor.

„Das war es auch nicht!“, mischte sich die alte Eiche ein. „Anfangs fühlten sich die Wesen untereinander wie Geschwister. Jeder war ein Teil des anderen. Doch was geschieht, wenn sie wachsen? Sie brauchen mehr Nahrung. Was sie vorfinden reicht ihnen nicht mehr.“

„Erst ernährten sie sich von der Angst. Dann fingen sie an, Angst und Schrecken zu verbreiten, aus Hunger!“

„So ist es!“, nickte Lena-Viviane, die längst die beiden Elfen unter ihren leichten, aber schützenden Umhang genommen hatte.

In betretenem Schweigen hockten sie zusammen und beobachteten mit angehaltenem Atem jenen schwarzen Schatten, der nichts Gutes zu verheißen schien.

„Ihr dürft euch nicht fürchten!“, flüsterte Lena-Viviane, „wenn ihr Angst bekommt, dann erkennt es in euch ein Opfer. Das wäre nicht gut. Denkt einfach an etwas Lustiges!“

„An etwas Lustiges? Wie soll denn das funktionieren?“, protestierte Halphaid.

„Weißt du noch, als wir im Sommer losgeflogen sind, das Moormonster zu ärgern?“, fiel ihm Myriel ins Wort, die ziemlich genau verstanden hatte, worum es jetzt ging.

„Moormonster?“, der Elfenjunge zuckte mit den Schultern, „was für ein Moormonster?“

„Na, du weißt schon. Es wohnt da hinten, in dem brackigen Sumpfloch.“

„Kann schon sein. du meinst diesen Grindl - oder ?“

„Nenn ihn Grindl, wenn du willst!“

„Und was ist mit diesem Grindl?“

„Den haben wir doch im Sommer immer geärgert. Mit den Libellen. Weißt du das nicht mehr?“

Halphaid war natürlich nie dabei gewesen. Er hatte im Sommer weder Myriel begleitet, noch war er mit irgendwelchen Libellen in der Weltgeschichte herumgeflogen. Eigentlich hatte er Myriel zu dem Zeitpunkt noch sehr wenig Beachtung geschenkt, und nie daran gedacht, dass die beiden einmal so unzertrennlich sein würden, wie sie es jetzt waren.

Myriel wusste dies auch. Aber ihr war gerade nichts anderes eingefallen als dieser Grindl. Er war ja auch ein komischer, tapsiger Kerl, viel zu langsam, als dass er jemandem hätte gefährlich werden können und dennoch ein Ungetüm.

Bei diesem Gedanken fiel ihr Blick wieder auf die dunkle Wolke. Sie war am vollen Mond vorbeigezogen und bewegte sich unmittelbar auf die Moorinsel zu. Unweigerlich zog Lena-Viviane den Umhang schützend enger um die Elfen. Sie hatte Myriels Worte sehr genau verfolgt. Grindl? Sie kannte ein solches Monster. Nicht unbedingt aus dem hiesigen Moor. Eher aus alten Legenden aus einer Gegend viel weiter im Norden, etwa zwischen Friesland und der dänischen Hauptinsel. Es gab Märchenbücher und eine Verfilmung. Er hieß allerdings Grendl, nicht Grindl. Aber der Beschreibung nach ... auf alle Fälle eine interessante Figur, um sich in diesem Moment ein wenig abzulenken.

Mit einem Mal begann die Eiche zu knarren und zu knacken, als sei ein Wind aufgekommen. Sichtlich besorgt fuchtelte sie mit den unzähligen Ästen, versuchte die Wolke zu vertreiben, die nun direkt auf sie zuhielt.

„Versteckt euch!“, stöhnte sie, offenbar in größter Angst um ihre kleinen Freunde.

„Viviane, du musst etwas tun!“, schrie Halphaid plötzlich. In seinen Augen war die blanke Panik zu erkennen. „Du kannst doch zaubern. Du bist eine Zauberin, nicht wahr? So tu doch etwas!“

Sie war tatsächlich eine Zauberin. Und er hatte Recht. Sie musste etwas unternehmen. Nicht den Elfen zuliebe. Ihre Mitleid galt vielmehr der alten Eiche. Lena-Viviane hatte zu viele dieser kostbaren Bäume gesehen, wie sie mit letzter Kraft ihrem Gegner das Geäst entgegenreckten. Nicht ihrer selbst willen; sie suchten damit die kleineren zu schützen, die ihrer Obhut anvertraut waren. So folgte auch nun die Moor-Eiche ihrer aussichtslosen Bestimmung.

„Es gibt nur eine Möglichkeit der Rettung!“, schrie die Zauberin auf den knorrigen Baum ein, „nur eine Möglichkeit!“

Doch die Alte hörte nicht. Wie als wenn sie aus einem Reflex heraus handeln würde, einem urtümlichen Instinkt, fuchtelte sie der drohenden Gefahr entgegen. Sie würde sich opfern, um all die Elfen zu schützen, die in ihren Verästelungen den Winterschlaf hielten. Und natürlich auch all das niedere Geäst, das zu ihren Füßen wuchs. Allein ein Haselstrauch und ein Weißdorn waren darunter, die wohl kaum einer Hilfe bedurften, waren sie doch durchtränkt mit Kräften uralten Zaubers. Nicht umsonst gaben ihre Äste die prächtigsten Zauberstäbe ab. Nicht umsonst hatte auch die Legende den Weißdorn zum Schlummerplatz des Merlin für über Tausend Jahre erkoren.

Aus ihrem Versteck unter den Rockschoßen der Lena-Viviane lugten unsicher zwei junge Elfen hervor. Natürlich waren Myriel und Halphaid bei all ihrer Angst viel zu neugierig, sich das dramatische Schauspiel entgehen zu lassen. Die Wolke vor ihnen war pechschwarz. Nicht wie die Nacht so schwarz - nein.

Sie war düster wie ein dunkler, vielleicht grausamer Gedanke. Hatte sie sich erst in Phantomhafter Geschwindigkeit über den Himmel geschwungen, den vollen Mond verdunkelt, einem schwarzen Riesenvogel geglichen, so hatte sich ihr Wesen nun gewandelt. Listig umkreiste sie ihr Opfer, jeden Moment bereit zuzuschlagen. Beinahe war Häme aus dem Wabern dieses Ungeheuers zu erkennen; Häme, als wolle es sagen: was willst du alter Baum? warum zeterst du so herum? Fuchtelst mit Armen und Geäst? Weißt du denn nicht, dass es zwecklos ist? Weißt du denn nicht, dass ich gekommen bin, Dir Deine Kraft aus den Gliedern zu saugen, einen Teil Deines Geistes aufzunehmen in meine uralte Seele? Wehre dich nicht; es macht doch keinen Sinn.

„Wehre dich nicht!“, schrie es plötzlich und erst jetzt waren die Elfen aus ihrer Trance erwacht, spürten den eisigen Wind, hörten das Tosen und das Knacken der Äste.

„Wehre dich nicht!“, schrie sie wieder, diese übermächtige Stimme wie aus einem unendlich weit entfernten und doch allgegenwärtigen Jenseits.

Wie ein Hohn klangen die Worte, angesichts dieser manifesten Bedrohung. Stehe du mal auf einem Fleck, festgekettet an den Boden und sieh Dein Unheil direkt über Dir, wie es sich die Finger leckt nach der feinen Speise, dachte Myriel. Es war ein Hohn. Sie hörte wieder die Worte und begriff, dass sie nicht von dem Ungeheuer stammten, sondern von Lena-Viviane, die nicht aufgegeben hatte, der alten Eiche zu helfen. Aber sie selbst war inzwischen fast ebenso eingenommen von den Fesseln der Furcht, dass sie kaum noch eine Hilfe sein konnte gegen den Meister der Angst. Und das machte Myriel ungeheuer wütend. Mit ansehen, wie der Baum, der ihr Zuhause, ihre Heimat war zu Grunde gehen würde, wegen einer albernen schwarzen Wolke. *Das war lächerlich!*

Geschmeidig schlüpfte sie aus dem Umhang, entfaltete die kleinen Flügel, hob empor in die Lüfte. Es viel ihr nicht leicht, dem Hantieren unzähliger aufgebrachtter Äste auszuweichen. Doch sie gewann schnell an Höhe.

„Wer bist du, dass du es wagst, meine Freundin zu bedrohen!“, schrie sie mit einer zornigen, und dennoch viel zu zarten Elfenstimme.

„Wer ich bin?“, entgegnete etwas aus der Wolke heraus in einem erstaunten Ton. „Du möchtest wirklich erfahren, wer ich bin? Das haben wir ja schon lange nicht mehr gehabt. Ho, ho, ho! Diese Kleine möchte wissen, wer ich bin! Das ist ja wirklich mal etwas anderes! Wo hast du denn soviel Courage her, Elfenprinzessin? Meinst du nicht, du solltest dich vor mir *fürchten*?“

Bei diesen Worten war die Stimme zu einer mächtig gewaltigen Lautstärke angeschwollen, wohl um ihre Bedrohlichkeit zu unterstreichen.

„Meinst du, ich sollte mich vor Dir fürchten?“, antwortete Myriel, die nun auf einer Höhe mit dem Ungeheuer war.

„Ja, das solltest du wohl tun, kleine Prinzessin! Alle fürchten sie mich. Und sie haben ganz sicher einen sehr guten Grund dafür!“

„Ach so, einen Grund, das verstehe ich. Und was für ein Grund sollte das sein? Sag es mir!“

Während sie mit der Wolke sprach, entfernte sich Myriel langsam und möglichst unauffällig von der kleinen Moorinsel. Sie hoffte, dass die Wolke ihr folgen und von der alten Eiche ablassen würde. Und so war es auch. Aus der düsteren Schwärze blitzte etwas hervor, so etwas wie Neugier. Die Wolke kroch sozusagen hinter der kleinen aufgeweckten Elfe her, die flink mit ihren zarten Flügeln schlagend, durch die Nacht davon glitt, dem prächtigen weißen Mond entgegen. Während Lena-Viviane und die alte Eiche langsam ihre Besinnung zurückgewannen, fragte sich Halphaid, wie das Ganze ausgehen sollte. Myriel konnte das Ungeheuer sicherlich weglocken von der kleinen Insel. Aber würde sie es am Ende auch loswerden?

„Nun, was gibt es für einen Grund dich zu fürchten?“, stocherte Myriel weiter, „sag es mir, bitte!“

„Du bittest mich, mich das verhasste Monster der Lüfte, den schwarzen Sturm, die Wolke, deren Atem der Odem des Todes ist, die Bäume und Tiere gleichermaßen aussaugt nur so zum Spaß. Du bittest mich wirklich?“

Myriel nickte. Sie hatte ihr eigentliches Ziel, die Wolke von der Moor-Insel wegzulocken längst vergessen. Es interessierte sie tatsächlich, was es mir diesem urtümlichen Wesen auf sich hatte. Sie spürte, dass hinter der harten Schale etwas sehr weiches, unsicheres verborgen war. Nicht alles war listig an diesem Monster, nicht alles. Es war einfach uralt und hatte viel mehr gesehen und erlebt als für irgendein Wesen gut ist.

„Ja, ich bitte dich! Erzähl mir wer du bist. Was machst du denn überhaupt so? Wovon lebst du und wie heißt du? Gibt es noch mehr, die sind wie du und ...“

„Halt, halt, halt! Das sind ein bisschen viele Fragen für jemanden wie mich. Ich bin alt, sehr, sehr alt. Die Zeiten haben sich verändert. Die Dinge sind irgendwie schneller geworden - glaube ich. Ja, das sind sie.“

Die Worte klangen müde und schwach. Das Schattenungeheuer oder die Wolke oder was immer es auch war sprach langsam, fast ein wenig, als habe es vergessen wie es geht zu sprechen. Unsicher suchte es nach Worten, nach Zusammenhängen und nach einer Erinnerung für etwas, das schon solange zurücklag, dass es den Gedanken längst entschwunden war. Irgendwo da hinten, in einer winzigen Kammer der Vergangenheit hatte es wohl seinen Ursprung aufbewahrt und seinen Namen. Aber es war alles so verstaubt und verwoben. Wie sollte es das nur der kleinen Prinzessin erklären.

„Was ist nun? Hast du einen Namen? Was bist du überhaupt? Rede mit mir, bitte!“

Es war ehrliches Interesse. Die bedrohlichen Ereignisse waren längst aus Myriels Bewusstsein verschwunden. Sie war brennend neugierig.

„Moment - bitte lass mir einen Augenblick Zeit. Ich versuche ja schon, es Dir zu erklären. Wirklich, ich versuche es. Doch das ist alles so schwierig. Es ist einfach zu lange her. Verstehst du?“

Zu lange her? Die Alten erzählten auch immer von Angelegenheiten, die zu lange her waren. Deshalb konnte sie niemand so richtig erklären. Doch die Alten waren nicht so alt wie dieses Wesen. Albaron etwa - er mochte vieles selbst erlebt haben, viel mehr als sich Myriel je vorstellen konnte; und dennoch war er kein Zeitzeuge. Wenn er von der Entstehung der Erde erzählte, von den ersten Dingen, selbst von den aller ersten Elfen, dann war das nur eine Ahnung, eine Möglichkeit, nicht die Geschichte wie sie wirklich war. Andererseits, wie war Geschichte denn wirklich? Veränderte sich nicht alles ständig? Bestimmte die Gegenwart nicht das Vergangene genau wie die Zukunft? Was für komplizierte Vorstellungen. Myriel wurde ganz schwindelig davon. Aber sie hatte einen winzigen Verdacht, eine Art Gefühl, was „zu lange her“ für die schwarze Wolke bedeuten mochte.

„Ist schon gut!“, versuchte sie das Wesen zu trösten, „dann erzähl mir doch einfach, was du so den ganzen Tag machst?“

„Die Leute glauben immer - ach ich weiß nicht, was die Leute glauben. Ich weiß nicht einmal, wer >die Leute< sind. Warum lässt du mich nicht einfach in Ruhe, Prinzessin? Ich bin so müde. Die Nacht war anstrengend. Zu anstrengend für einen alten Furchtfresser wie mich.“

„Furchtfresser? - ist es das, was du bist? Ein Furchtfresser?“

„Kann schon sein. Ich weiß es nicht. Ich krieche über den Himmel schon so lange ich denken kann. Falls ich überhaupt denken kann. Meine Seite ist die Seite der Nacht. Weißt du? Die Seite der Nacht ist nicht so unheimlich. Nicht so kalt und heiß zugleich, so hell, so furchtbar grausam. Einmal habe ich die andere Seite gesehen. Da muss ich wohl - ich kann mich nicht mehr erinnern. Jedenfalls war es so hell. Ich konnte den Rückweg nicht mehr finden. Alles war laut und stickig, richtig fürchterlich. Das ist nichts für mich. Ich gehöre auf die dunkle Seite, verstehst du?“

Was sollte Myriel darauf antworten. Sie verstand weder, was dieses Wesen ihr sagen wollte, noch was es eigentlich tat. Sie fühlte nur, dass sie ihm mit ihrer

Fragerei keinen großen Gefallen tat und so beschloss sie, sich höflich zu verabschieden.

„Wenn du magst nenne ich dich Furchtfresser?“, sagte sie, mehr aus Verlegenheit.

„Ja, das klingt gar nicht so schlecht!“, antwortete die Wolke, „Furchtfresser, warum nicht! Ich glaube, ich muss jetzt weiter. Siehst du den dünnen silbernen Streifen dort am Horizont? Es wird bald hell. Besser ich mache mich davon, kleine Prinzessin. Besser - ich mache mich davon!“

Bevor Myriel antworten oder sich verabschieden konnte, war der Furchtfresser in der Richtung des sinkenden Mondes verschwunden. Übrig blieben ein anbrechender neuer Tag und eine Menge Fragen, die wohl niemand jemals beantworten würde. War dieses Urgeschöpf nun gut oder böse? Woher war es gekommen? Hatte dessen Leben überhaupt noch einen Sinn? Es schien so alt und so unsagbar müde gewesen zu sein. Würde es sich jemals wieder erholen oder vegetierte es nur noch vor sich hin, eben als eine Wolke, die ziellos durch den Himmel und die Zeit gleitet, ohne Freunde, ohne eine Aufgabe, einfach nur in der Qual der Unendlichkeit? „Prinzessin“, hatte es Myriel genannt. Und sie fühlte sich tatsächlich wie eine Prinzessin, die so viel mehr Glück und Reichtum und Freunde und ... Leben hatte als dieser einsame Furchtfresser. Es würde wohl auf der ganzen Welt kein Gefäß geben, das groß genug war für all das Mitleid, das Myriel in diesem Augenblick für dieses Wesen empfand. Und dabei hatte sie nicht einmal eine Ahnung, wie viele solcher Wesen noch im Universum herumgeisterten.

Seufzend kehrte die kleine Elfe nach Hause zurück. Auf halbem Wege kam ihr Halphaid entgegen.

„Was ist geschehen!“, platzte er hervor, bevor er die Traurigkeit in Myriels Augen entdeckte.

„Ist alles in Ordnung mit Dir?“

„Alles ist gut!“, antwortete sie und merkte plötzlich wie müde sie selbst war, „komm, lass uns heim fliegen, nach Hause!“

Es brauchte eine ganze Weile bis sich alle von dem Schrecken erholt hatten. Vor allem die alte Eiche litt noch Tage unter den Folgen des wilden Kampfes. Unzählige Äste waren abgebrochen und zu Boden gestürzt. Dort wo sie abgerissen waren, wucherten nun klaffende Wunden, die nur langsam zuwachsen würden. Die beiden Elfen und Lena-Viviane taten ihr Bestes, die Verletzungen zu verbinden. Denn Bäume können regelrecht ausbluten. Sie verlieren dann mehr Feuchtigkeit als durch Wurzelwerk und Blätter aufgenommen werden kann.

Während sie die alte Moor-Eiche pflegten, erzählte Lena-Viviane welch langer Weg sie in diesen Teil der Welt geführt hatte. Aufgewachsen war sie beinahe wie jedes andere Kind in einer der größeren Städte, hatte einen Kindergarten besucht, später eine Schule, noch später eine weitere Schule und war schließlich aus der Stadt weggezogen in eine etwas kleinere Stadt, die sie Dorf nannte. Viele von den Begriffen, die sie benutzte waren für Elfen und Eiche fremd.

„Was ist eine Schule?“, fragte Myriel neugierig und Halphaid wollte den Unterschied zwischen einer Stadt und einem Dorf wissen. Geduldig berichtete sie von den Dingen der Menschen und ihrer eigenen Entwicklung. Sie erklärte, dass sie keine Zauberin sei, solche Frauen gäbe es nur noch in Legenden. Vielmehr verstand sich Lena-Viviane als eine Art Schamanin, die irgendwo zwischen Mensch und Natur lebt und gelegentlich versucht beide Welten einander nahe zu bringen. Auf zahllosen Reisen und Wanderungen hatte sie viel erlebt, was für die meisten Menschen recht unwahrscheinlich und unglaublich klingt, hatte von Tieren gelernt, sich zurecht zu finden, hatte die Zusammenhänge der Elemente erkannt, begriffen welchen Nutzen Steine haben mochten, wenn sie auf die richtige Weise angewandt wurden, natürlich nur, wenn man auch bereit war sie zu pflegen und zu reinigen, etwa mit Quellwasser in einer Vollmondnacht. Auch war es sinnvoll, sie nach der Benutzung erst

einmal eine Weile in die Erde zurückzulegen. Das mögen viele Steine; manche sehnen sich regelrecht nach einem dunklen Ort, bedeckt von Lehm und Ton. Jemand hatte die Schamanin gelehrt, ihren Lebensrhythmus zu verlangsamen, wodurch sie Kontakt zu verschiedenen Pflanzen aufbauen konnte. Seitdem sprach sie mit Buchen und Eichen, Eschen und Kastanienbäumen. Sie hätte im Leben nicht gedacht, dass diese Bäume derart weise sein würden. Nicht dass sie die Pflanzen für dumm gehalten hätte. Aber eine Lebensphilosophie zu finden, die derjenigen der Menschen so weit voraus war, das hatte sie zutiefst bewegt. Offen gestanden war sie in eine Welt hineingeraten, die von der großen Mehrheit der Menschen nicht einmal als Existenz akzeptiert wurde.

Und es entwickelte sich noch viel Erstaunlicheres: Im Laufe der Zeit traf sie auf Wesen, ja ganze Welten, wie sie Eltern in schlechten Zeiten ihren Kindern vorträumen, die jedoch niemand für möglich gehalten hätte. Sie begegnete Feen, Elfen, Elben und Alben, Gnomen, Zwerge, Wolken- und Sturmwesen, Feuer- und Wassernymphen, dem gesamten Arsenal phantastischer Fabelwesen aus den alten Märchenbüchern. Sie lernte den wahren Kern vieler Krankheiten als Mangel zu verstehen und begriff, wie armselig die Menschen doch waren, in ihrem Hang nach Wichtigkeit und Tragödie, nach Dramen, die sie selbst erschufen, sich in ihrem Unglück zu suhlen. Je größer und herausragender die Persönlichkeiten, desto dümmer waren häufig die Ziele.

„Bist du so etwas wie eine Wicca?“, fragte die alte Eiche, der das ganze Gebilde viel zu absonderlich und kompliziert war, wie ihr die Gedanken der Menschen insgesamt viel zu kompliziert waren.

„Eine Wicca?“, überlegte Lena-Viviane und wog den Kopf grübelnd hin und her, „eine Wicca? Vielleicht bin ich so etwas wie eine? Oder ich werde eine sein, falls ich jemals begriffen habe, was eine Wicca ist. Falls ich jemals dieses Wichtig sein, eine Rolle spielen, ablege. Es sitzt zu fest, wie eine Haut auf der Haut. Man kann sich schütteln und kratzen, daran herum zupfen und zerren, aber sie bleibt unversehrt, diese Haut des Menschlichwichtigen. Es tut mir wirklich

Leid, ich werde wohl nie eine Wicca werden. Jedenfalls nicht eine wie jene, denen ich in den Feenreichen begegnete. Das sind Wiccas. Liebenswert, zurückhaltend und ... dafür bin ich einfach zu menschlich. Aber sicher haben auch wir Menschen unsere Rolle zu spielen im gesamten Gefüge der Welten!“

„Sicher habt ihr das!“, flüsterte die Eiche, „ihr werdet Eure Rolle besser spielen als viele Völker vor euch, da bin ich sicher!“

„Es fragt sich nur, welche Rolle das sein wird? Sind wir nicht etwa berufen, Unheil zu stiften, wild in der Natur herumzufahren, alles zu zerstören uns selbst eingeschlossen?“

„Wenn das Eure Bestimmung ist, dann müsst ihr sie wahrnehmen. Wenn ...“, antwortete die Eiche nachdenklich.

Myriel und Halphaid waren über diese Unterhaltung längst eingeschlafen. Die Ereignisse hatten sie ermüdet. Aber nicht nur diese. So viele Worte waren sie nicht gewöhnt. Gedanken, die so schwer waren, dass sie ein Elf niemals alleine hätte heben, geschweige denn tragen können. Das war nichts für sie. Dennoch fühlten sie sich wohl bei der Schamanin, hatten sich in deren Umhang gekuschelt und waren weggeschlummert. Stumm saß Lena-Viviane nun wieder am Fuße der Eiche, kaute einige Kräuter, die sie aus einem Lederbeutel genommen hatte, den sie ständig bei sich führte und grübelte über den Geschehnissen der letzten Nacht. Das Leben war so furchtbar schwierig für sie geworden. Je mehr sie gelernt hatte, desto mehr war ihre Einsamkeit gewachsen. Sie war mittlerweile das, was man einen Wanderer zwischen den Welten nannte, jemand, der rastlos umherirrt und gerade das sucht, was sich an einem anderen Ort befindet. Niemals jedoch ist er bereit, Rast zu machen oder gar die Suche mit einem Lächeln zu beenden, einem Lächeln im Nebel. Sie zog den Umhang enger um sich, fröstelte. Dieses Mal allerdings nicht aus dem Schauer einer düsteren Wolke heraus, sondern aus tiefster Seele.

Niemand interessierte sich für die Zeit, die verging, bis die Elfen und Schamanin aus traumlosem Schlaf erwachten. Die alte Eiche hatte sich längst wieder auf den Weg gemacht zu jenem Treffen, das ihr so am Herzen lag.

Als Myriel erwachte, zogen die weißen Kristalle des Raureifes zarte Blüten über die Sträucher der kleinen Moorinsel. Über dem braunen Wasser lag eine atemdünne Schicht glasigen Eises. Feinste Nebeltropfen hingen in den Altweibernetzen und offenbarten deren geniale Architektur. Im Blinzeln der aufgehenden Sonne erstrahlte das Land in jenem geheimnisvollen Glanz, der die Tore zu den Ideen ferner Sehnsüchte öffnet. Wüssten die Menschen nur den Zusammenhang der aus ihrer eigenen Kraft in solchen Momenten geschaffenen Welten und Realitäten, sie wären sorgsamer umgegangen mit diesem kostbarsten aller ihrer Güter. Doch sie ahnten nicht einmal, welche großartige Leistung sie Tag für Tag vollbrachten; denn keines der Völker ringsum im kreativen Universum schöpfte derart aus den Vollen dieses Potentials. Den Elfen war es nicht vergönnt zu erschaffen. Ihre Aufgabe war weit davon entfernt, auch wenn sie mehr über die Dinge wussten als die Menschen es taten. Myriel für ihren Teil genoss einfach nur diesen herrlichen Sonnenaufgang, zog den Umhang noch ein wenig fester um sich und blickte aus den großen Augen eines Kindes in die schillernde Pracht des Sees. Auch Halphaid war inzwischen erwacht. Für ihn waren die Dinge der letzten Tage einfach zu hastig und zu heftig gewesen. Dieser Moment der Sicherheit stand ihm gut an, so dass er keine Notwendigkeit sah, sich zu rühren.

Endlich erwachte auch die Schamanin. Sie fühlte die beiden Elfen lange bevor sie die Augen aufschlug und lächelte stumm. Vieles war geschehen was sie nicht vorausgesehen hatte, dennoch war der Grund für ihren Weg auf die Moor-Insel weiterhin ungeklärt. Ob es mit der Eiche zu tun hatte oder den beiden Elfen oder gar mit der Wolke oder der Insel selbst, konnte sie nicht sagen. Sicher war nur, dass ein Heimweg zu diesem Zeitpunkt äußerst unbefriedigend sein würde. Sie zog einen kräftigen Hieb des neuen Tages durch die Nase ein. Die Luft roch klar

und kalt. Die Sonne kitzelte ihre Nasenspitze und rang Lena-Viviane ein Blinzeln ab. Vorsichtig öffnete sie die Augen, um die Traumblase nicht zu zerstören, die der Duft ihr auf den Geist gelegt hatte. Doch der Anblick überwältigte sie, entschädigte sie für all die düsteren Gedanken und Erlebnisse der letzten Zeit. Könnte sie doch nur für eine kleine Ewigkeit an diesem Ort verharren. Nur für eine kleine Ewigkeit. Doch so schön dieser Augenblick auch war, es war Herbst und die Temperaturen waren nicht geeignet, lange auf dem Boden zu sitzen. Also wickelte sie vorsichtig die beiden Elfen aus dem Vorhang, die sie auch gleich fröhlich angrinsten, ihre Flügel entfalteten und zu einem kurzen Flug um die Insel starteten. Dann stand sie langsam auf. Im ersten Moment waren ihr die Beine noch weich. Aber das gab sich schnell.

„Sag mal“, piepste Myriel, die so schnell um die Insel gesaust war, dass die Puste sie völlig verlassen hatte, „wo wohnst du nun eigentlich genau? Erst in einer Stadt, dann in einem Dorf. Ich meine, wenn ich dich besuchen will, wie finde ich dich?“

Lena-Viviane lachte, dann überlegte sie einen Augenblick und zeigte auf die Sonne im Osten: „Schau, die Sonne wandert von Osten nach Westen. Und dort, wo sie aufgeht, da ist mein Zuhause. Du musst nur ein paar Stunden immer in die Richtung fliegen, dann kommst du genau zu dem Dorf, in dem ich wohne.“

„Aber was ist denn nun genau ein Dorf?“, mischte sich nun auch Halphaid ein, der seine Runde ebenfalls beendet hatte und gebannt zuhörte.

„Ein Dorf, das sind ganz viele von diesen Felsen mit roten Blüten oben drauf!“, gab Myriel altklug zurück.

„Die Felsen nennt man zwar Häuser und die roten Deckel oder Blüten heißen Dächer, aber sonst hast du es schon ganz gut erklärt. Wir Menschen haben uns irgendwann angewöhnt, in diesen Häusern zu wohnen. Sie sind warm und trocken und bieten Platz für eine ganze Familie oder mehr.“

„Und in was für einem von diesen Häusern wohnst du. Ich meine, wie kann ich denn Dein Haus erkennen?“, wollte Myriel wissen, die sich das kaum vorstellen

konnte mit diesen vielen Wohnstätten. Bäume waren doch viel bequemer. Und überhaupt, das war alles nicht so toll, fand sie.

„Mein Haus ist nicht so groß wie die anderen in meinem Dorf“, entgegnete Lena-Viviane, „dafür hat es ein Dach aus graugrünen Binsen.“

„Ich denke die Dächer sind immer rot?“, fragte Halphaid verwirrt. Ihm wurde das jetzt wirklich zu unübersichtlich.

„Ja, normalerweise schon. Aber es gibt auch ganz alte Häuser, so wie es alte Bäume gibt, und die sind mit Reed oder Binsen gedeckt. Das haben die Menschen lange gemacht, aber die Menschen heizen ihre Häuser mit Feuer und sie kochen ebenso damit. Dadurch sind viele von den alten Häusern abgebrannt. Deswegen hat man wohl eines Tages begonnen, Häuser mit Ziegeln aus rotem Ton zu bedecken.“

Das leuchtete den beiden Elfen ein. Ausserdem kannten sie Binsengras und damit konnten sie sich etwa vorstellen, wie das Haus der Schamanin aussah, na ja, sie bildeten sich wenigstens ein, dass es sich vorstellen könnten.

„Wieso kannst du uns denn überhaupt sehen?“, überlegte Halphaid. „Es gibt nur wenige Menschen, die dazu in der Lage sind, sehr wenige.“

„Das ist eine lange Geschichte. Sie beginnt an einem Sonntagabend in meiner Kindheit. Damals besuchte ich meine Großmutter auf dem Lande. Ihr Haus lag an einem Hang. Ich liebte es den Sonnenuntergang anzusehen. Da war ein Wald hinter dem Haus und dahinter versank die Sonne. Doch bevor sie versank wurde sie immer glühend rot. An diesem Sonntag tat ich eben, was ich immer tat, wenn ich die Zeit dafür hatte, ich beobachtete die untergehende Sonne. Zwischen mir und der Sonne stand ein Baum. Als der rote Feuerball daran vorbeiglitt, sah ich etwas in der Krone schimmern. Ich sah es ganz deutlich. Und ich war sicher, dass es aussah wie ein kleiner Mensch mit Libellenflügeln. Natürlich erzählte ich es sofort meiner Großmutter, doch die lachte mich nur aus. So etwas habe sie noch nie wahrgenommen und sie haben schon sehr viel gesehen in ihrem langen Leben. Aber ich war mir ganz sicher. Da war etwas gewesen oben in der Krone

des Baumes. Seitdem habe ich sooft ich nur konnte zu meiner Großmutter besucht und die Sonnenuntergänge angeschaut. Und immer versuchte ich etwas im Wipfel dieses Baumes zu erkennen, bis ich die ganze Sache endlich aufgab und selbst nicht mehr daran glaubte. Doch dann, eines Tages, geschah etwas Eigenartiges. Ich bekam von einer alten Bäuerin einen Bernstein geschenkt, weil ich ihr geholfen hatte, die Äpfel zu pflücken. Da Bernsteine nun mal so schön in der Sonne funkeln, legte ich den meinen stolz in einen Blumentopf auf meiner Fensterbank, gleich gegenüber meinem Bett. Jeden Morgen freute ich mich, wenn die Sonne ins Fenster und direkt auf den braun-gelben Stein schien. Und eines schönen sonnigen Tages entdeckte ich auf dem Stein sitzend eben eine solche Gestalt wie damals bei der Großmutter. Mit übergeschlagenen Beinen saß da eine Elfe auf dem Stein unter der grünen Pflanze und grinste mich an als ob es das Normalste auf der Welt sei. Später erzählte mir die Elfe, dass die meisten Pflanzen es sehr gerne mögen, einen Stein in ihrer unmittelbaren Umgebung zu haben. Und da Bernstein nun mal bekanntlich auch Elfen anzieht, sei sie vorbeigekommen, den Stein, die Pflanze und mich zu besuchen. Natürlich erzählte ich damals niemandem davon. Das hätte sowieso keiner geglaubt.“

„So. Das hätte also keiner geglaubt!“, wiederholte Halphaid fast beleidigt, „na dann nicht!“

Während die beiden Elfen sich stritten, ob es nicht vielleicht besser sei, nicht von jedem Menschen gesehen zu werden, grübelte Lena-Viviane immer noch darüber nach, welchen Sinn ihre Reise nun wirklich gehabt haben könnte. Nachdenklich kramte sie in ihrer Ledertasche, holte ein altes Stück Brot heraus und biss herzhaft hinein. Während sie kaute, fiel ihr die Geschichte vom Moormonster wieder ein, die Myriel erzählt hatte, um Halphaid die Angst zu nehmen, was sie übrigens sehr tapfer fand.

„Was für ein Monster ist das eigentlich?“, fragte sie - völlig in Gedanken versunken.

„Was? Monster? Was meinst du?“, wollte Myriel wissen, die ja nicht ahnen konnte, an was Lena-Viviane gerade dachte.

„Du hast doch etwas erzählt, von einem Monster im Moor. Weißt du nicht mehr? Um Deinem Freund die Furcht vor der Wolke zu nehmen.“

„Ach das meinst du. Ja, das sitzt im Moor und kann da nicht weg.“

„Wieso kann es das nicht? Was ist denn mit ihm geschehen? Was hat das Ganze damit nur auf sich?“

„Ich weiß es nicht genau“, entgegnete Myriel. „Es lebt wohl schon sehr lange hier im Moor, länger als meine Sippe. Albaron, einer unserer Ältesten hat erzählt, dass wir eines Tages hier her gekommen sind, weil der Wald, in dem wir früher einmal gelebt haben, abbrannte. Auf alle Fälle muss das Monster schon hier gewesen sein, als wir kamen.“

„Eigentlich ist es aber gar kein echtes Monster!“, protestierte Halphaid, „eher so etwas wie eine ganz alte ganz unglückliche Kreatur, die einsam im Moor lebt!“

„Und was ist mit ihm? Wieso kann es nicht weg?“

„Das verstehen wir auch nicht!“, überlegte Myriel. „Früher ist es wohl immer durchs Moor gelaufen auf der Suche nach - ich weiß nicht was. Aber eines Tages ist es in dieses morastige faulige Brackwasserloch gekrochen und dort eingeschlafen. Und immer wenn es aufwacht, dann taumelt es nur einen Augenblick umher, als sei es todmüde. Dann grummelt es etwas vor sich hin, stößt zwei, drei wütende Schreie aus und schläft wieder fast auf der Stelle ein. Ich habe sogar schon gesehen, wie es im Stehen eingeschlafen und dann mitten in die Matsche gefallen ist. So etwas gibt es doch gar nicht - oder? Kann es das geben? Normal ist es jedenfalls ganz bestimmt nicht.“

„Und...“, meldete sich Halphaid aufgeregt, „ich habe gehört, dass es erst so müde geworden ist, nachdem die Menschen einen Weg durch das Moor gebaut haben.“

„Das stimmt gar nicht!“, protestierte Myriel, weil sie den einen von den Waldarbeitern so nett fand, und sich nicht vorstellen konnte oder wollte, dass der etwas mit der Müdigkeit des Moormonsters zu tun haben könnte.

„Stimmt wohl!“, widersprach Halphaid siegessicher, jederzeit zu einem Streitgespräch bereit.

„Nun mal langsam, ihr beiden. Vielleicht zeigt ihr mir einfach einmal die Stelle, an der das Moormonster liegt und schläft.“

Das schien ein fairer Gedanke. Egal ob Schuld oder nicht Schuld. Ein Besuch beim Moormonster konnte auf keinen Fall schaden.

„Wie habt ihr gesagt, soll das Monster heißen, Grendl?“

„Nein, Grindl!“, erklärte Halphaid.

„Kann aber auch Grendl sein!“, überlegte Myriel, „er wird eigentlich nur so genannt, weil er diesen Namen immer wieder herausbrüllt. Vielleicht war dieser Grendl...“

„Oder Grindl“

„Ja, Hali, meinetwegen auch Grindl. Also vielleicht war es ja auch ein Freund des Moormonsters. Und immer wenn es aufwacht, dann ruft es nach ihm, weil es ihn sucht oder vermisst?“

„Oder weil es seine Hilfe braucht!“, flüsterte Lena-Viviane nachdenklich, mehr zu sich selbst.

„Hilfe? Was meinst du mit Hilfe?“, wollte Halphaid wissen. Er schwirrte so dicht vor ihr Gesicht, dass sie ihn beinahe wie eine Fliege mit der Hand vertrieben hätte.

„Ich bin mir nicht sicher. Führt mich einfach zu ihm, dann sehen wir weiter.“

Nichts leichter als das. Für die Elfen wenigstens. Sie flogen geradewegs hinüber zum Holzsteg. Die Schamanin hatte dummerweise keine Flügel und war dementsprechend auf den schmalen morastigen Pfad angewiesen, der von der Insel hinüberführte. Sie stocherte mit einem langen, geschwungenen Stock, den

sie auf all ihre Reisen schon seit Jahren mitnahm, im Sumpf herum. Der Weg war nur ein wenig unter der Wasseroberfläche, so dass man ihn recht gut begehen konnte. Nur sehen konnte man ihn nun mal nicht. Es brauchte zwar eine Weile, aber letztendlich hatte auch Lena-Viviane die Überquerung gut gemeistert.

Der weitere Weg führte sie über die von den Waldarbeitern verlegten Holzbohlen sicher durch das Moor hindurch. Lena-Viviane war erstaunt, wie viele Pflanzen im Moor in dieser Jahreszeit immer noch Blüten trugen. Zwar gab es längst keine Insekten mehr, die hier irgendetwas hätten bestäuben können. Aber das schien die Pflanzen nicht daran zu hindern, prächtigst zu erblühen.

Zunächst führte der Weg gerade nach Osten, bog dann jedoch bald Richtung Norden ab, hinein in eine langgezogene Ebene. Linkerhand war nun die kleine Moorinsel mit der alten Eiche sichtbar. Die durchgehende, braun schillernde, klare Wasseroberfläche bildete eine natürliche Barriere. Und das war gut so, dachte die Schamanin. Sonst hätte das Eiland sicherlich für Moor-Touristen aller Art erhalten müssen. Rechts vom Steg erstreckte sich ein Schilfgürtel, nun unterbrochen von vereinzelt kleinen Tümpeln. Obgleich auch hier der Schein trog, Lena-Viviane kannte sich in den Gebieten der Hochmoore recht gut aus. Sie wusste sehr genau, dass nichts trügerischer war, als Moorgräser.

Sie kamen durch ein kleines Kiefernwäldchen, trafen hier und da auf eine verkrüppelte Birke sowie auf ein paar Heidelbeerbüsche als Bodendecker. Alles in allem eine kärgliche Bewaldung, die deutlich vom Eingriff durch den Menschen zeugte. In früheren Zeiten war hier mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Torf gestochen. Wo heute die Holzbohlen den Besuchern den Weg ebneten, wurden in vergangenen Zeiten Loren auf Schienen entlang gezogen, beladen mit bestem Torf. Vor noch gar nicht so langer Zeit war dieses Torfstechen eine Strafarbeit für Gefangene im ganzen Land gewesen: „damit sie etwas um die Hand haben“, sagten die einen, „Sklavenarbeit“, dachten die

anderen. Und sicher zeugte die eine oder andere noch zu findende Moorleiche von solchem Schicksal.

Lena-Viviane versuchte, diese düsteren Gedanken wieder abzuschütteln. Sie hatten nichts zu tun mit Grendl. Überhaupt nichts.

„Wenn es der Grendl ist, von dem ich denke, dass er es ist“, überlegte sie laut, dann sollten wir uns vor ihm in Acht nehmen. Möglicherweise braucht er unsere Hilfe. Das macht ihn jedoch nicht ungefährlich. Denkt bitte daran!“

„Ach, der schläft doch nur. Der kann nichts außer schlafen. Vor dem muss sich niemand fürchten, wirklich!“

Myriel war sich da etwas zu sicher. Halphaid hingegen runzelte skeptisch die Stirn. Er hatte diesen Grindl nur ein- oder zweimal von Ferne gesehen und nicht gerade Freudensprünge gemacht bei dem Gebrüll dieses Urvieches. Nee, nee, das war ganz und gar nichts für ihn. Er hätte auf dieses Abenteuer dankend verzichtet, wenn er gekonnt hätte; aber irgendwie steckte er jetzt wohl mitten drin.

„Da vorne muss es sein!“, rief Myriel, die ein paar Meter voraus geflogen war und ihre Neugier gar nicht zügeln konnte, „soll ich es wecken?“

„Lass das lieber sein!“, protestierte Halphaid.

Auch Lena-Viviane war eher skeptisch. Sie hatte keine Ahnung, was auf sie zukommen würde, aber sie kannte Grendl aus zu vielen hässlichen alten Geschichten. Es war nun Zeit, den Holzbohlenweg zu verlassen und die letzten Meter durchs Moor zu waten. Es war wirklich eine brackige faulende Ecke, die sich Grendl ausgesucht hatte. Der Geruch biss in der Nase, der Sumpf war zäh fließend, wenn auch nicht sonderlich tief. Myriel hatte das Ungetüm mittlerweile entdeckt. Es lag tatsächlich friedlich schlummernd nur einige Meter vom Weg entfernt. Ein Wunder, dass die Touristen oder wenigstens die Waldarbeiten es noch nicht entdeckt hatten. Aber vielleicht konnten sie Grendl ja gar nicht sehen, so wie sie die Elfen nicht sehen können.

„Soll ich ihn wecken?“, piepste Myriel ganz gebannt vor Aufregung.

„Tu das nicht!“, schrie Halphaid und biss sich gleich auf die Zunge. Wie konnte er so unvernünftig sein, in der Nähe dieses schlafenden Ungeheuers derart herum zu grölen.

„Warte bitte noch einen Augenblick!“, pflichtete ihm die Schamanin bei. Sie versuchte, einen Grund für den Dauerschlaf zu entdecken, unter dem Grendl offensichtlich litt. Immerhin stand sie jetzt nur noch so weit von ihm entfernt, dass sie durch die Wasseroberfläche seinen Haarschopf und den enorm großen Schädel erkennen konnte. Nach allem, was sie über dieses Urwesen wusste, war Grendl der Sohn einer übelgelaunten Riesin gewesen. Zwar behaupteten einige Minnesänger, sowohl Mutter als auch Sohn wären von edlen Recken niedergestreckt worden, aber auf solche Geschichten mochte Lena-Viviane nicht viel geben. Dem immensen Schädel nach konnte es sich durchaus um den Riesen handeln. Doch was, wenn es ihnen gelänge ihn aufzuwecken? Würde er nicht wild um sich schlagen und - viel schlimmer noch - in eine Welt hineinplatzen, die ihm fremd und feindlich gesinnt war. Lena-Viviane versuchte sich auszumalen, was geschehen würde, wenn der Riese wutschnaubend durch eine der nahen Städte toben würde. Vermutlich würde man den Ausnahmezustand ausrufen, das Militär einsetzen und ihn wie King Kong zur Strecke bringen. Sicher war das noch keine echte Katastrophe. Ein paar Opfer würde es schon geben, aber wo gab es die nicht. In Kolumbien, Äthiopien, Kambodscha starben täglich Tausende von Menschen, viele noch nicht einmal volljährig. Der Kulturschock? Den würde man überleben. Die eine oder andere Regierung käme sicherlich in Erklärungsnot, einige Wissenschaftler würden sich wie die Geier auf das Aas stürzen und phantastische neue Theorien entwickeln, die man allerdings genaugenommen ebenso wenig ernst nehmen konnte, wie diejenigen, die hierdurch widerlegt würden. Davor hatte die Schamanin keine Angst. Früher oder später würde sich die Welt ohnehin verändern. Es war um ein vielfaches schlimmer als sich die Menschen vorstellen konnten.

Grendl stammte aus einem alten Geschlecht der Riesen. Diese kannten die Welt der Menschen nicht. Es hatte nie einen Grund gegeben, sich dort aufzuhalten, seit ewigen Zeiten nicht mehr. Außer - sie würden einen der ihren ermorden. Unvorstellbar was geschehen würde, wenn sie über Mitteleerde herfielen. Das wäre das Ende der zivilisierten Welt.

Aber wie um alles war Grendl hier her gekommen und was hielt ihn gefangen? Die Schamanin beschloss auf die Nacht zu warten. Durch einen Mondzauber konnte sie den Riesen möglicherweise für einen Moment in Trance versetzen und aus dem Sumpf locken, ohne dass er sich dessen bewusst würde. Bis dahin musste sie allerdings herausgefunden haben, welche unglaubliche Kraft ihn bezwungen hielt, ohne eine einzige sichtbare Fessel.

Schnell erklärte sie den Elfen ihren Plan und bat sie, den Sumpf aus der Luft nach sonderbaren Dingen abzusuchen. Wonach sie auch immer suchten, es hatte die Kraft oder die Magie besessen, einen Riesen über lange Zeit in einen Tiefschlaf zu versetzen. Myriel flog sehr dicht über der Wasseroberfläche, während Halphaid sich etwas mehr Abstand verordnete. Er traute Grendl nicht. „Was, wenn plötzlich und unerwartet eine Pranke aus dem Morast schnellte. Nicht mit ihm!

Währenddessen bemerkte Lena-Viviane zum ersten Mal ihre Erschöpfung. Die Sonne war bereits über den Zenit hinaus gewandert. Es war Zeit, etwas zu essen und einen Schluck zu trinken. Ein Plätzchen für eine Rast würde sich doch wohl selbst in dieser unwirtlichen Landschaft finden. Wie konnte sie nur so unergründlich müde sein. Hatte sie denn in der letzten Zeit so wenig geschlafen. Die Schamanin hatte gegen sich selbst unverantwortlich gehandelt. Wenn dies vorbei sei, würde sie hundert Jahre schlafen oder wenigstens hundert Stunden. Du kannst doch hier nicht einschlafen, dachte sie und taumelte, fing sich wieder, öffnete die Augen und versuchte sich vorzustellen, wo sie sich befand. Gähnend strich sie sich mit der Linken über die Augen, im vergeblichen Bemühen den Schlaf wieder herauszuwischen. Schon strauchelte sie, sackte in die Knie. Es

war wohl nur der Ekel vor dem Morast, der sie hinderte längsseits hineinzustürzen.

„Hali, Hilfe, komm schnell!“, schrie Myriel. Sie hatte Lena-Viviane entdeckt und versuchte, sie wach zu bekommen.

„Du liebe Güte, was ist denn mit ihr passiert?“, stöhnte Halphaid, „was sollen wir nur tun?“

Sie griffen ihr unter die Arme eine rechts, einer links und schlugen mit den Flügeln, was das Zeug hielt. Es war vollkommen aussichtslos. Myriel spritzte ihr stinkendes Morastwasser ins Gesicht. Keine Reaktion. Die Schamanin schlief tief und fest.

„Such ein paar Stöcke!“, kommandierte Myriel scharf. Halphaid gehorchte ohne Nachzudenken. Es dauerte keine zehn Flügelschläge, da schleppte er keuchend den ersten Stock heran, der sicherlich die fünffache Größe eines halbwüchsigen Elfen aufwies.

„Noch einen!“, herrschte Myriel ihn an, während sie den ersten Stock nahm und Lena-Vivianes Rücken damit stabilisierte. „Sie darf nicht versinken!“, dachte sie, „dann wird sie sicher ertrinken. Wir müssen sie retten!“

Der zweite Stock, ein dritter und ein vierter. Halphaid war aus der Puste wie noch nie in seinem jungen Elfenleben. Noch einen, dann würde er sicher selbst in den Morast stürzen und für immer ohnmächtig liegen bleiben. Glücklicher winkte Myriel ab „Reicht!“.

„Was sollen wir jetzt machen?“ Halphaid war verzweifelt. Tränen standen in seinen Augen. „Können wir nicht Albaron wecken oder die Moorelfen?“

„Nein“, erwiderte Myriel traurig, die schlafen den Schlaf der Gerechten. Es hat Elfenbäume gegeben, die abgehauen wurden, während des Winterschlafes und niemand bemerkte es. Es wäre Zeitverschwendung, es überhaupt zu versuchen.“

„Und wenn wir die Waldhüter hier her lotsen?“

„Das dürfen wir nicht. Kein Mensch darf von uns erfahren, der uns nicht selbst, und zwar mit eigenen Augen zuerst entdeckt hat, vergiss das niemals!“

„Nein, natürlich. Ist schon gut. Aber ich dachte nur ...“

„Vielleicht kann Grendl sie retten!“, überlegte Myriel. Wir haben ihn im Sommer einige Male wach bekommen. Es wäre wenigstens einen Versuch wert!“

„Bist du wahnsinnig. Weißt du denn nicht, was er mit ihr machen würde? Wahrscheinlich würde er sie mit Haut und Haar verspeisen. Das willst du doch nicht wirklich oder?“

Natürlich wollte sie das ebenso wenig wie ihr Freund. In diesem Augenblick blubberte es ganz in der Nähe. Luftblasen stiegen auf. Das Moorloch kam in Bewegung. Noch bevor es sich die Elfen versahen, schnellte etwas nach oben, knapp an ihnen vorbei. Hämisches grinsend präsentierte sich ein schlammverschmierter Sumpfbiber, sprang vor ihnen in die Höhe, um dann sofort wieder kopfüber in den Modder einzutauchen.

„Denkst du, was ich denke?“, platzte Halphaid hervor.

„Ich denke schon, dass ich das denke, was du denkst!“, antwortete Myriel und war im Augenblick hinter dem Biber im Sumpf verschwunden. Gerade bekam sie seinen langen pelzigen Schwanz noch zu fassen und zerrte ihn daran solange, bis er an die Oberfläche kam.

„Du wirst uns helfen!“, befahl sie und ließ keinen Zweifel daran, dass sie es wirklich sehr ernst meinte.

„So?“, antwortete der Sumpfbiber schelmisch, „wie sollte ich euch denn wohl helfen können?“

„Du holst jetzt sofort Deine Sippe zusammen. Und dann bringt ihr diesen Menschen, dabei zeigte sie auf Lena-Viviane, auf den Holzsteg. Hast du verstanden?“

„Ja, ja“, stotterte der Biber. Er kannte die Elfen schon sein Leben lang. Aber so resolut hatte er noch nie eine erlebt. Die meinte es anscheinend wirklich ernst. Im Nu war er in der Tiefe des Moorloches verschwunden und bereits nach wenigen Flügelschlägen mit siebenundzwanzig seiner Kumpanen wieder zurück.

Dann ging alles blitzschnell. Zwei nagten die Äste durch, die Myriel als Pflöcke in den Boden gestampft hatte. Als die Schamanin frei war, zerrten die sie an der Kleidung zum Steg, während die anderen nachschoben.

Wenige Momente später kam sie auch schon stöhnend und prustend zur Besinnung.

„Was ist denn nur geschehn? Wie komme ich hier her?“ Stück für Stück holte sie sich die Erinnerungen zurück. Am Ende fiel es ihr schwer, ihre törichte Dummheit zuzugeben. Die Lösung war so einfach. Jemand hatte eine giftige Chemikalie in das Moorloch geschüttet. Ein einfacher Grund für eine unglaublich gefährliche Müdigkeit. Sie selbst war dieser Falle letztlich ebenso zum Opfer geworden wie Grendl. Den Elfen konnten derartige Einflüsse sicher nichts anhaben. Und Sumpfbiber sind - vorsichtig gesagt - wie Ratten. Sie gewöhnen sich innerhalb weniger Generationen an allerlei Umweltsauereien. Blieb nur die Frage zu klären, wie Grendl in dieses Sumpfloch geraten konnte. Hatte er sich verirrt? Das konnte sich die Schamanin schwer vorstellen. Er war zwar ein uraltes Ungetüm, aber wenn man den Geschichten glauben schenken konnte, wusste er immer sehr genau, was er tat. Andererseits besaßen diese Urgestalten eine unglaublich naive Neugier, vielleicht hatte ihn die vorangetrieben.

Grendl würde niemandem weglaufen. Er saß in diesem Sumpfloch fürs Erste fest und das war gut so. Lena-Viviane beauftragte Myriel, Halphaid und die Sumpfbiber, auf das Moormonster aufzupassen. Sie selbst müsse einige Erledigungen machen. In spätestens zwei Tagen würde sie zurückkommen und Grendl befreien und für immer aus der Welt der Menschen wegbringen. Abgesehen davon ertrug sie den Gestank ihres eigenen Körpers nicht mehr und musste dringend und so schnell es ging ein Bad nehmen. Sie hatte auch schon eine Idee, wo sie dies tun könnte. Bevor noch irgendjemand eine Frage stellen konnte, war sie über den Steg im Wald verschwunden.

Es war nun zwei Tage her, dass Lena-Viviane ihnen genaue Anweisungen gegeben hatte. Ungeduldig warteten Myriel und Halphaid auf ihre Rückkehr. Das Moormonster hatte sich erwartungsgemäß nicht gerührt und ihnen war furchtbar langweilig.

„Wenn sie heute nicht kommt, dann fliege ich zurück zur alten Eiche und mache erst mal Winterschlaf!“, schimpfte Halphaid. „Das hätte ich schon längst tun sollen, anstatt mich von Dir in solche Abenteuer stürzen zu lassen.“

„Ach, jetzt bin ich wohl Schuld daran, dass eine Schamanin auf unsere Insel gekommen ist und diesen Grendl für eine solche Gefahr hält oder wie?“

„Bist du ja. Wer hat denn angefangen mit diesem Grindl, na wer?“

„Das ist ja wohl... wenn ich dich nicht abgelenkt hätte, dann wärst du doch zu Tode erzittert vor dieser Wolke!“

„Wär ich nicht!“

„Wärst du doch!“

„Nein. Wär ich nicht. Niemals. Pah!“

„Jetzt hört doch endlich auf zu streiten!“, blubberte eine Stimme dazwischen.

Die beiden Elfen sahen sich verdutzt an.

„Bist du zum Bauchredner geworden!“, fragte Hali zweifelnd.

Myriel schüttelte den Kopf. War sie nicht. Und er vermutlich auch nicht, sonst hätte er wohl kaum diese Frage gestellt. Sie sahen sich um.

„So ist es schon besser!“, blubberte es wieder.

Plötzlich tauchte aus dem Morast der Sumpfbiber auf, der ihnen geholfen hatte, die Schamanin zu befreien.

„Was geschieht nun mit dem Riesen?“, wollte er wissen.

„Wir warten immer noch auf Lena-Viviane. Hoffentlich ist ihr nicht wieder etwas passiert. Erst diese seltsame Wolke, dann der Morast. Man scheint auf sie aufpassen zu müssen“, meinte Halphaid spöttisch.

„Du bist aber auch nicht viel besser, kleiner Freund!“, mischte sich Myriel ein.

„Moment, Moment. Warum müsst ihr euch denn schon wieder streiten? Elfen streiten sich nicht. Niemals!“, blubberte der Sumpfbiber. Bevor einer von beiden protestieren konnte, war er längst wieder im Sumpf verschwunden und führte seine Patrouille pflichtgemäß fort, so wie es ihm die Menschenfrau aufgetragen hatte. Bei der Inspektion ihrer Dämme hatten einige seiner Kollegen einen undichten Behälter entdeckt, der Blasen schlug. Er gehörte nicht in den Sumpf. Wahrscheinlich hatten ihn irgendwelche unverantwortlichen Menschen versenkt. War dies am Ende der Grund für den Tiefschlaf des Riesen?

„Wir sollten dieses Ding an die Oberfläche bringen“, schlug einer vor.

„Sollten wir nicht, dann wacht das Moormonster vielleicht auf“, überlegte ein anderer.

„Und wenn wir es doch tun?“, sagte ein dritter.

„Dann ... weiß ich auch nicht?“, meinte ein vierter.

Das war den Sumpfbibern eine Spur zu kompliziert. Sie beschlossen, was Sumpfbiber immer beschließen, wenn sie mit einer Sache nicht mehr weiter kommen, erst einmal einen Damm um das Moorloch zu bauen. Das konnten sie am Besten. Ein Damm war immer eine gute Idee. Und so machten sie sich gleich ans Werk, grenzten das Loch ein, schafften Holz, Wurzelwerk, Blätter und alles, was man so im Sumpf noch findet heran und bauten, was das Zeug hielt. Ob dieser Damm nun einen Sinn machte oder nicht. Auf jeden Fall führten sie keine Streitgespräche aus lauter Langeweile, wie die zwei Elfen, denen das Warten überhaupt keinen Spaß machte.

„Ich werde mal eine Runde drehen“, überlegte Myriel.

„Und was soll ich tun, wenn Grindl aufwacht?“

„Grendl!“

„Meinetwegen Grendl!“

„Dann solltest du dich erst mal in Sicherheit bringen. Außerdem wenn er aufwacht, dann tobt er nur eine Weile herum und schläft wieder ein. Der tut Dir nichts - wirklich!“

„Kannst du nicht besser hier bleiben, bei mir? Ich glaube, ich habe Angst alleine!“

Was sollte Myriel tun. Sie würde ihn nicht im Stich lassen. Also suchten sich beide eine nettes Plätzchen ganz in der Nähe in der Gabelung einer Moder-Birke, ließen die Beine baumeln und schiefen ein.

Ob Stunden oder Tage vergangen waren oder vielleicht ein ganzer Winter, konnten sie nicht sagen. Jedenfalls erwachten sie plötzlich durch einen für den Sumpf ungewöhnlich lauten Aufruhr. Gleich sprangen sie in die Luft und flogen zum Sumpfloch, um zu sehen, was geschehen war.

Lena-Viviane und drei weitere blasse, schlanke und ungewöhnlich große Frauen, standen auf dem frisch aufgeschütteten Damm. Sie trugen Tücher vor dem Gesicht. Einige Biber machten sich an dem Behälter zu schaffen, den sie entdeckt hatten und schleppten ihn auf den Holzbohlenweg. Dort würden ihn sicher die Waldhüter finden. Das Monster war erwacht, streckte wütend eine Pranke aus dem Sumpfloch und grölte, dass es Mark und Bein erschütterte. Doch es schien sich nicht heraus zu trauen.

Die Schamanin indes beschwor es mit gebieterischen Gesten. Sie hantierte mit einem Zauberstab und schuf auf diese Weise etwas, das aussah wie eine durchsichtige Glocke.

„Was tut sie?“, fragte Halphaid.

„Weiß ich doch nicht. du solltest lieber den Mund halten!“, entgegnete Myriel, die gebannt jede Bewegung verfolgte.

Die Schamanin und die drei Feen standen auf dem Damm im Kreis, so wie die Himmelsrichtungen, wobei Lena-Viviane die untergehende Sonne im Rücken hatte. Sie bewegte weiterhin ihren Zauberstab und verdichtete somit die Glocke zu einer regelrechten riesigen Blase aus bunten Farben, beinahe zu vergleichen mit einem kreisrunden Kugel-Regenbogen - wenn es so etwas überhaupt gäbe.

Die drei Feen standen da mit erhobenen Händen. Sie hielten offensichtlich die Kugel im Gleichgewicht.

Grendl tobte immer noch. Es schien, als werde er von der Kugel nach oben gedrückt, aus dem ihn schützenden Loch heraus. Schon tauchte der Haarschopf, einen Moment später der gesamte gewaltige Schädel auf. Rotglühende Auge, wütend, zornig, aber auch ein wenig verunsichert und erschreckt über das, was mit ihm geschah. Er brüllte, ballte die Fäuste und schlug erbarmungslos Löcher in die Luft.

Indes hielt Lena-Viviane den Zauberstab fest in der Hand, verfestigte weiterhin die Kugel. Die Elfen flogen nun doch ein wenig dichter heran.

„Was tust du denn da?“, flüsterte Halphaid der Schamanin zu. Er schwebte nun direkt neben ihr.

„Wir haben beschlossen, ihn nach Hause zu schicken. Grendl gehört nicht in diese Welt. Er gehört in eine fremde Welt der Drachen und Riesen. Genau genommen ist er der Sohn einer Seeriesin. Doch man sagt, sie habe vor langer Zeit den Tod gefunden, was allerdings auch einige Leute von Grendl behaupten. Im Feenland haben wir einen alten Zauber gefunden, der ihn in seine Heimat zurückbringen sollte. Wir werden sehen, ob es funktioniert. Nun lass uns bitte weitermachen. Es ist eine schwierige Angelegenheit.“

Halphaid hatte sie verstanden. Er suchte sich einen Baum in der Nähe, von dem aus er die Ereignisse gut beobachten konnte. Dort störte er weder, noch konnte er selbst in Gefahr geraten, falls die Blase, in der Grendl gefangen war, am Ende platzte. Myriel setzte sich zu ihm.

Auch die Biber hatten sich neugierig in einiger Entfernung ein Plätzchen gesucht. Alle hielten sie den Atem an und verfolgten, wie Grendl, verängstigt, ja beinahe verzweifelt versuchte, aus der Kugel zu entfliehen. Er schrie und tobte, während die Blase ihn immer höher, immer weiter aus dem Wasser heraus drückte.

„Aaaahhh, Grrrrrrr, Uuuuuuuuuuuuuah!“, schrie er, „Greeeeennnnndl, Uuuuuuuuuuuuuah!“

Es nutzte ihm nichts. Weiter und weiter, wie ein Heißluftballon stieg die Kugel, in der das arme Moormonster gefangen war.

„Im Sumpfloch hat er mir besser gefallen!“, raunte Myriel und war sich nicht sicher, ob sie nicht doch Mitleid mit ihm haben sollte, wo sie ihn jetzt so sah.

Halphaid fand es schon sehr in Ordnung, Grendl in dieser Blase festsitzen zu sehen. Er konnte sich recht gut ausmalen, wie es wäre, wenn er durch Wälder und Städte toben würde, rasend vor Wut. Der war so stark, ganze Wälder konnte er ausreißen mit seinen riesigen Pranken. Darauf legte wohl niemand einen gesteigerten Wert. Jedenfalls er nicht.

Das schreckliche Urgeschrei des Monsters versiegte, als es sah, dass sich die Kugel, in der es gefangen war, vom Moor löste und in den Himmel hinauf schwebte.

„Waaaas?“, schrie Grendl, „Runterrerrr, Grrrrrh, Hrrrrrrrrrrrh!“

Mit Händen und Füßen schlug er vergebens auf die Blase ein. Schrie, dass sich das Wasser im Moor kräuselte und die Biber die Köpfe in den Deich steckten.

„Grendl will raus!“, fluchte er und drosch mit der ganzen Wucht seiner Pranken auf die Haut seines Gefängnisses ein, ohne ihr auch nur den geringsten Schaden zuzufügen.

„Lasst Grendl raus!“

Jedes Flehen und Zetern war vollkommen sinnlos. Die Blase stieg und stieg. Noch immer hielten Lena-Viviane und die drei Feen ihre Hände darauf gerichtet. Sie lenkten die Kugel dem Sonnenuntergang entgegen.

Die schillernde Kugel schrumpfte am Horizont in der roten Abendsonne. Bald war nur noch ein winziger Punkt zu sehen, dann war sie verschwunden und mit ihr das Monster aus dem Moor.

Lena-Viviane und die Feen senkten erschöpft die Arme. Dieser Zauber hatte sie sichtlich geschwächt.

„Was geschieht nun mit ihm, wenn er in seiner Heimat ankommt?“, platzte Myriel hervor, die nun wieder herangeschwebt war und sich vor Neugier kaum halten konnte.

„Was soll schon geschehen?“

Die Schamanin setzte sich mit gekreuzten Beinen auf den Deich, steckte den Zauberstab zurück in die Ledertasche und senkte ihren Kopf.

„Er kehrt zurück in sein Reich.“

„Und die Blase? Wie kann er denn aus der Blase herauskommen?“

„Es ist ein Teil unseres Zaubers. Die Blase bringt ihn genau dorthin, wo er zu Hause ist oder früher einmal zu Hause war. Dort wird sie zu Boden schweben und platzen. Ende der Geschichte!“

Das sollte das Ende der Geschichte sein? Das war alles?

Lena-Viviane nickte: „Das ist alles.“

Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Die Feen hatten sich schweigend auf den Heimweg gemacht, wo immer dieses Heim auch liegen mochte. Die Sumpfbiber waren in ihren unterirdischen Höhlen verschwunden, und auch die Schamanin zog es nach Hause. Nach einem herzlichen Abschied beschlossen nun auch Myriel und Halphaid, endlich den Heimweg anzutreten; denn es war spät im Herbst und Zeit für einen langen Schlaf. Erlebnisse für kühne Träume hatten sie genügend gesammelt und alles in allem mehr erlebt, als ihnen lieb war, wenigstens was Halphaid betraf. Sie flogen zurück zur alten Eiche, sahen noch eine Weile in den klaren Sternenhimmel hinein, auf den fahlen abnehmenden Mond und schiefen sehr bald aneinander gekuschelt ein.

Der Turm des Schreckens

Zaghaft blinzelte ein Sonnenstrahl durch die schweren Wolken, noch unsicher und schüchtern, als wolle er sagen: hallo, hier bin ich. Aber er schwieg. Stattdessen zog er sich noch einmal zurück und beschloss, noch eine Weile über den Wolken zu verharren.

An einem anderen Ort jedoch hatten sich längst einige Sonnenstrahlen zusammengerottet und bewegten sich unaufhaltsam auf die Erde zu. Sie hatten es sich fest vorgenommen. Der Winter sollte nun endlich vorbei sein. Eis und Schnee mussten verschwinden. Das Land wollte blühen, wachsen. Viele Bäume, vor allen anderen Fichten und Tannen ertrugen diesen schweren Druck der Eiskrusten nicht mehr auf ihrem Kleid. Es reichte jetzt wirklich. Die Kälte hatte ihren Dienst getan.

Unaufhaltsam drangen sie durch die Wolkendecke. Mehr noch: einer der guten Frühjahrswinde war von der anderen Seite der Erde zurückgekehrt. Er hatte ein Geschenk mitgebracht - warme, wohlriechende, frische Frühlingsluft. Selbst in den Städten tauten die Schneemassen und nahmen Staub und Schmutz gleich mit. Flüsse füllten sich mit eisigen Wassermassen. Dort wo sie über die Ufer gingen, schwemmten sie die Wiesen auf, als wollten sie ihnen den Schlaf aus den Augen wischen.

Die Natur begann zu atmen, anfangs noch sachte, kaum merklich, doch schon nach ein paar kräftigen Zügen füllten sich die Lungen. Mit der Frische des neuen Jahres, erinnerten sie sich an das bunte blütenprächtige Treiben und sehnten sich nach dem regen Trubel vom letzten Jahr. Bald würden die ersten Schwalben zurückkehren. Es war immer so gewesen: erst kam der Wind und öffnete sanft die Knospen der Bäume, dann kamen die Schwalben und später noch die Störche.

Vorsichtig durchstießen erste Krokusse und Schneeglöckchen den Boden. War da nicht eine Hummel? Die Wolken tollten sich, türmten einander auf zu hohen

Pyramiden, zogen gen Norden, - nein - lösten sich auf im stahlblauen Himmel. Schon räkelten sich die ersten Bäume in ihrer Rinde, pressten, drückten nach, die Hüllen zu bersten, unter denen die frischen, jungen Blätter ausgeharrt hatten, über die dunkle Nacht der Kälte.

Auch auf die kleine Moor-Insel blinzelte die Sonne, die Herrin des Sommers ein erstes Mal. Die Wolken waren schnell beiseite geschoben, mit ihnen das Grau in Grau der Schlafzeit. Die alte Eiche stöhnte, träumte von den Reisen, die sie unternommen, von denen sie doch gerade erst heimgekehrt war. Sachte reckte sie die Äste, die lieben Elfen nicht zu wecken; denn diese Aufgabe übernahm die Herrin gerne selbst. Sie mochte die kleinen, eifrigen Geschöpfe mehr noch als die unzähligen farbenfrohen Blumen, die aus ihrer Sicht nun wieder zu einem regelrechten bunten Meer heranreifen würden. Sie war neugierig auf all die neuen Formen, die das Jahr hervorbringen würde.

„Ach wäre ich doch nur selbst eines dieser sanften Geschöpfe“, dachte sie in diesen Tagen, „dann würde ich mich recken und erblühen, mich erfreuen an jedem Insekt, das mit surrendem Flügelschlag den Staub der Pollen hinausweht in die sehnsuchtsvolle Ferne des Ungekannten.“

Die Sonne atmete tief und blies einen Hauch von Wärme und Freundlichkeit hinunter.

Myriel schauderte. Etwas hatte sie an der Nase gekitzelt. Sie wischte mit der Hand übers Gesicht, seufzte, machte aber keine Anstalten zu erwachen. Noch schwelgte sie in Träumen, die so wundervoll waren, dass sie niemals enden sollten. Doch wieder kitzelte es sie:

„Lass das Hali!“, kicherte sie schlaftrunken und nicht gewillt die Augen zu öffnen.

Halphaid gab keine Antwort. Er hatte bereits seit einigen Stunden wach gelegen und sich inzwischen zu einem ersten Frühlinglichen Erkundungsflug auf den Weg gemacht. Noch lagen hier und da dünne weiße Lachen von Schnee auf den Hängen rund um das Moor. Das Eis war noch nicht vollständig gebrochen, wenn

auch die Bäume aus Freude über das neue Jahr, große feuchte Eistränen weinten. Kein Zweifel: es war Frühling und das war gut.

Nun kam auch die Erinnerung zurück, an die letzten Ereignisse vor dem Winterschlaf. Halphaid schaute nach, wie es den Sumpfbibern ergangen war. Gab es den Damm um das Moorloch noch? Oder war er am Ende nur ein Gespinst wilder Winterträume gewesen?

Tatsächlich er lag noch da, bedeckt von einer leichten Schneeschicht, in der sich Hunderte von Biberfußabdrücken fanden. Also waren sie schon wieder fleißig bei der Arbeit und die Geschichte mit dem Moormonster war nicht nur ein Hirngespinst gewesen. Das beruhigte den Elfen, hatte er doch zu Hause gleich etwas Spannendes zu erzählen.

Die weitere Inspektionsreise verlief ziemlich unspektakulär. Im Norden waren die Hänge noch tief verschneit, während im Süden ein reges Treiben herrschte. Die Tiere des Waldes hatten sich dort versammelt, ein erstes Festmahl im auftauenden Boden zu nehmen. Nichts für einen Elfen. Vielleicht sollte er ein wenig weiter fliegen und nachschauen, ob die Moorelfen schon erwacht seien. Sie hatten bestimmt auch tolle Traumgeschichten zu erzählen. Soweit sich Halphaid erinnern konnte erzählten sie überhaupt die besten Geschichten, was daran liegen mochte, dass der Nebel im Moor mehr als alles andere die Phantasie des Geistes herausforderte und bisweilen Formen und Geister schuf, wie kein anderes Medium. Selbst die jungen Moorelfen wie Laurentius wussten von Ereignissen zu berichten, die den Atem zum Stocken brachten.

„Hali, wohin fliegst du?“, rief eine blubbernde Stimme den Elfen in die Wirklichkeit zurück. Es war der Sumpfbiber.

„Es ist noch nicht so viel los!“, erwiderte Halphaid, „ich habe kein Ziel - nicht wirklich!“

„Dann hast du bestimmt ein wenig Zeit, mir beim Auflösen dieses Dammes zu helfen? Hast du Lust?“

„Warum nicht!“, überlegte Halphaid, „was soll ich tun?“, und ehe er es sich versah war er unter die Biberdamm-Baumeister gegangen.

Bis zum Sonnenuntergang wurden Äste aus dem Damm gezogen, an einen anderen, nahegelegenen Weiher geflogen und dort wieder fest eingebaut. Die ganze Bibersippe war bei der Arbeit, als habe es nie eine Winterpause gegeben. Sie schmiedeten Pläne, welchen Teil des Teiches sie in diesem Jahr für welchen Damm nutzen wollten, an welcher Stelle sie den Zulauf unterbrechen würden, welcher Ort geeignet sei für die Aufzucht der Jungen und wo einem die Waldhüter zu sehr in die Quere kommen würden. Alles unglaublich wichtige Themen für eine Biberfamilie, aber nun mal nicht unbedingt für einen Waldelfen wie Halphaid. So beschloss er schließlich, heim zu fliegen. Immerhin hatte er den ganzen Tag mitgeholfen und was so ein Biberdamm ist, der wird sowieso nie wirklich fertig. Nach einer kurzen Verabschiedung flog er zurück zur Moor-Insel.

Myriel hatte ihren Freund als sie erwachte sehr vermisst. Um sie herum war es still gewesen. Nur das Rauschen des lauen Windes hatte sie vernommen und das Zwitschern einiger Meisen, die über den Winter nicht in den Süden geflogen waren. Eine Weile hatte sie sich nicht gerührt, um dieses einmalige Frühlingserwachen in ihr Herz aufzunehmen als immerwährende Erinnerung. Sie hatte die Eiche gefühlt. Wie der Saft noch langsam in ihr aufstieg. Ein Gefühl der Sicherheit, das sie jetzt, da sie noch nicht vollkommen ausgeschlafen war, so richtig genoss. Bald würde wieder reges Treiben herrschen auf der kleinen Moor-Insel, die Libellen würden schlüpfen, Hummeln aus ihren Erdlöchern kriechen und nicht zu vergessen die Stämme der Wald- und Moorelfen, die einer nach dem anderen erwachten, ihrer Berufung nachzugehen, wie sie es seit ewigen Zeiten getan hatten.

Gewiss war es für die alte Eiche noch recht früh im Jahr. Sie sprang nicht herum wie die Birken, die sich, kaum platzte die Sonne hervor, tuschelnd und rauschend das erste Stell-Dich-Ein gaben. Die Eichen entfalteten ihr Blattwerk

sehr spät, man könnte beinahe sagen - „gelassen“. Niemand drängte sie, waren doch ihre Früchte gemeinsam mit den Kastanien die letzten im Jahr, längst nach den vielen leckeren Obstsorten etwa.

„Schläfst Du noch?“, neckte sie die Moor-Eiche und klopfte mit ihrem zierlichen Finger kichernd gegen den Ast auf dem sie saß.

Die alte Eiche spürte es sehr wohl, doch sie regte sich nicht. Sollte sie wegen dieser kleinen Neckerei denn all die anderen aufwecken, die noch tief in ihren Gabelungen schlummerten und von einem prächtigen Sommer träumten? Stattdessen schlürfte sie lautlos frischen wässrigen Saft aus dem tauenden Boden.

Die Sonne neigte sich bereits gen Westen als Myriel endlich beschloss die Augen zu öffnen und nach Halphaid zu sehen. Mit einem Hops sprang sie in die Luft, entfaltete die zarten Flügel und brauste erst einmal um die kleine Insel herum. Zum Wachwerden sozusagen. Dann überlegte sie für einen Moment, in welche Richtung der junge Elf wohl geflogen sein konnte und entschied sich letztlich dafür diejenige zum Sumpfloch einzuschlagen. Vermutlich hatte ihn die Neugier dorthin getrieben oder so.

Bereits auf halbem Wege trafen sie sich. Ohne Luft zu holen, erzählte er ihr von den Bibern und dass er ihnen beim Bau geholfen hatte und dass sie neue Höhlen für die Kinder schufen und dass ...

„Moment mal!“, protestierte Myriel, „Du hast schon einen ganz roten Kopf. Er wird gleich platzen, wenn du nicht endlich Luft holst!“

Und richtig - er war kurz davor. Nachdem Halphaid tief Luft geholt hatte, fand er seine Erzählung gar nicht mehr so wichtig. Er lächelte Myriel nur an und meinte: „Schön, dass du aufgewacht bist. Dann können wir ja jetzt einem neuen Jahr entgegenfliegen!“

„Das können wir!“, nickte Myriel und sie freute sich schon auf die Abenteuer, die sie gemeinsam erleben würden, aber auch auf die Heilungen und Hilfen der

Bäume. Sie konnte es gar nicht abwarten, endlich wieder einem Baum die Seele zu reinigen.

„Warst Du schon bei den Moorelfen?“, fragte sie.

„Ich war auf dem Weg zu ihnen, aber irgendjemand hat mich aufgehalten! Meinst Du es ist noch nicht zu spät? Bald wird es dunkel. Vielleicht sollten wir den Besuch auf morgen verschieben?“

„Ja, du hast sicher recht!“, gähnte Myriel, die durchaus noch eine Mütze voll Schlaf gebrauchen konnte, „morgen ist auch noch ein Tag. Schließlich fängt das Jahr gerade erst an!“

Schweigend flogen sie Seite an Seite zurück zur Moor-Eiche, suchten sich eine gemütliche Gabelung und schlummerten einem neuen aufregenden Tag entgegen.

In den kommenden Tagen erwachte eine Elfe nach der anderen. Selbst Albaron und Lavra schlugen nach drei Tagen die Augen auf und freuten sich, dass alles noch so war, wie im vorigen Herbst. Myriel und Halphaid hatten natürlich längst Kontakt zu Laurentius und seinen Freunden aufgenommen. Im Baum der Moorelfen war bereits ein reges Kommen und Gehen.

„Wann werden wir wieder Bäume heilen, Laurentius?“, hatte Myriel ungeduldig gefragt. Sie wollte es doch unbedingt Hali zeigen, der in seinem Elfenleben noch nicht einmal dabei gewesen war.

„Finde einen Baum, der gereinigt werden möchte“, hatte ihr der Moorelf entgegnet. Und er wusste, dass es momentan noch recht aussichtslos war, Bäume zu heilen. Man konnte ja noch nicht einmal die wachen von den schlafenden unterscheiden. Jetzt war gerade Neumond. Vor dem Vollmond, schätzte er, würde kein Elf mit seiner Arbeit beginnen. Es war erst einmal an der Zeit, sich gegenseitig von den Träumen des langen Winterschlafes zu berichten. Das taten wenigstens die Moorelfen mit Inbrunst. Sie setzten sich jeden Abend kurz vor Sonnenuntergang um ihren Elfenbaum herum und sprachen über ihre Träume, über Begegnungen mit anderen Wesen, über Reisen. Sie nahmen diese

Erlebnisse genau so ernst wie das Wachsein. Wer konnte schließlich mit Gewissheit sagen, dass es ein Wachsein gibt, während die Träume nur Phantasien entsprächen.

Myriel blieb jeden Abend länger bei den Moorelfen und hörte gespannt zu. Eine Traumreise war prächtiger und bunter, erlebnisreicher und phantasievoller als die letzte. Plötzlich war sie selbst an der Reihe. Laurentius, der neben ihr saß, hatte seine Geschichte beendet und nun warteten alle auf ihre Erlebnisse.

„Wie jetzt? Was soll ich erzählen? Ich gehöre nicht einmal zu Eurer Sippe!“, wollte sich Myriel aus der Affäre ziehen, doch die anderen Elfen sahen das ein bisschen anders. Moorelf, Waldelf. Das war vollkommen egal. Jeder hatte viele Reisen unternommen. Je mehr darüber geredet wurde, desto mehr vielen einem selbst auch wieder ein. Das war gar nicht schwierig und obendrein eine sinnvolle Beschäftigung, vor allem für die jungen Elfen. Wo sonst konnten sie ihre Geschichten erzählen, ohne ständig von irgendwem unterbrochen zu werden? Wo sonst konnten sie überhaupt lernen, wie Geschichten erzählt wurden? Myriel gab ja auch zu, dass sie gerne zuhörte, wenn Albaron von früher berichtete oder Lavra. Nur sie selbst war sich irgendwie einen Schritt zu nahe.

„Los!“, stupste Laurentius sie an, „sag schon, was hast du geträumt in diesem Winter?“

„Soll ich das wirklich erzählen?“, fragte sie verschämt, „das glaubt mir doch sowieso niemand.“

„Komm, mach schon. Du wirst nur sehen, ob es jemand glaubt, wenn du es probierst, also?“

„Also. Irgendwie hängt es wohl noch mit dem Moormonster zusammen. Gemeinsam mit einer Schamanin haben wir es im Herbst gefangen und in sein Land zurückgeschickt!“

„Wow, das habt ihr wirklich getan?“

Ein Raunen ging durch die Menge.

„Na ja, genau genommen hat es die Schamanin getan mit drei Feen zusammen. Sie haben ihn in eine Kugel gesperrt, die dann dem Sonnenuntergang entgegen schwebte.“

Die Moorelfen waren ehrlich zutiefst beeindruckt. Der eine oder andere hatte sich bereits gefragt, warum das Moormonster verschwunden war. Aber diese Geschichte war wirklich der Höhepunkt.

„Ich fand die Feen so schön, so großartig, so märchenhaft. Aber als das Monster in seine Welt zurückgeschickt war, sind sie weggegangen, ohne dass ich auch nur ein Wort mit ihnen reden konnte. Dabei waren sie so toll, so feenhaft. Da bin ich ihnen dann im Traum hinterher gereist. So - jetzt ist es raus!“

Myriel hatte Raunen, Staunen, Lästereien erwartet, aber nichts dergleichen geschah. Artig saßen die Moorelfen um ihren Baum herum und warteten auf die Geschichte, die Myriel ihnen nun präsentieren würde.

„Und - hast du sie getroffen?“, fragte endlich jemand und löste damit das Schweigen.

„Zuerst nicht. Zuerst habe ich den Weg nicht gefunden. Sie waren über den Holzbohlenweg verschwunden, das hatte ich genau gesehen. Doch als ich ihnen hinterher geflogen bin, da waren sie längst weg. Überall habe ich sie gesucht. Keine Spur war zu entdecken. Ich war müde und wollte gerade aufgeben, als ich den Waldhüter traf und ihn fragte, ob er sie gesehen hatte.“

Die Menge hielt den Atem an. Den Waldhüter? Eine Regel, die niemand brechen durfte, lautete: sprich niemals mit einem Menschen, wenn er dich nicht angesprochen hat!

„Es war ein Traum!“, fiel ihr Laurentius ins Wort; denn er spürte die plötzliche Spannung.

„Ja natürlich!“, antwortete Myriel, sich keiner Schuld bewusst.

„Der Waldhüter sprach nicht mit mir. Er sah mich nur erstaunt an und zeigte in Richtung einer Nebelbank, als habe er dort ein Gespenst gesehen. Ich glaube, er wusste nicht einmal, dass er dies tat. Hinter dem Nebel war Sonnenschein.“

Soviel und so hell, dass ich mir die Hände vor die Augen halten musste. Als ich mich endlich an die Helligkeit gewöhnt hatte, stellte ich fest, dass sich alles verändert hatte. Hier waren weder Moor noch Wiese, keine Sumpflöcher und auch keine Berge drum herum. Ich flog mitten durch einen Wald, der so saftig grün war, dass ich es gar nicht glauben konnte.“

„Und dann?“, platzte eine kleine Elfe neugierig hervor, womit sie sich gleich ein paar nicht ganz freundlich gemeinte Blicke einhandelte, da es üblich war, den Redner nicht zu unterbrechen.

„Dann bin ich erst einmal durch den Wald geflogen und habe mir alles genau angesehen. Die Bäume waren höher als ich fliegen konnte, mit seltsam geformten Blättern und Blüten. Dort gab es Bäume mit Blüten größer als Sonnenblumen. Und in Farben, das glaubt ihr nicht. Die Stämme waren verziert mit allerlei erhabenen Ornamenten. Nicht etwa, dass sie jemand hineingeschnitzt hätte. Es waren die alten Symbole, doch sie wuchsen mit den Bäumen. Der Boden war bedeckt mit einer Art Gras oder Moos, weich und samtig. Und all das, wie gesagt, beschienen von einer hellen Sonne. Der Duft. Es hing ein Geruch in der Luft von Frische. Kunterbunt, wie die Blüten und doch unglaublich sanft und angenehm, süß wie Honig und würzig wie Rosmarien. Ich wusste gar nicht, dass ich in Träumen auch riechen kann?“

Das kommt eben dabei heraus, wenn man beginnt, sich über seine Träume Gedanken zu machen, darüber zu reden. Den Moorelfen war das natürlich seit Generationen bekannt ebenso wie vieles andere.

„Ich bin durch den Wald geflogen und alles war wundervoll als mir wieder meine Suche nach den Feen einfiel. Dieses Land war ganz sicher geeignet Feen zu beherbergen. Wahrscheinlich würde ich über kurz oder lang auf ein prächtiges Schloss stoßen, dachte ich. Und so flog ich weiter und weiter und immer geradeaus. Doch an dem Wald änderte sich nichts, aber auch gar nichts. Mir war, als käme ich nicht von der Stelle. Sicher nur ein Irrtum, weil hier alles so gleich aussah. Vielleicht konnte ich auch einfach die üppige Vielfalt nicht

auseinanderhalten. Also flog ich weiter bis in die Dunkelheit hinein. Ich sage euch, so ein riesiger Wald, der ist sicher wunderschön am Tag. Aber in der Nacht, nein, da sollte man nicht alleine dort herumirren. Das ist nicht gut. Die Bäume rückten näher zusammen, kaum dass ich zwischen ihnen hindurch fliegen konnte. Kein Himmel war zu sehen unter dem dichten Laubdach, kein Mond, kein Stern. Myriel, was machst du hier, schrie ich mich an, aber selbst meine Stimme war stumm. Ich konnte sie nicht hören. Ich hörte gar nichts mehr. Keinen einzigen Laut.“

Myriel machte eine bedeutungsvolle Pause. Nicht nur ihr stockte der Atem. Totenbleich saßen die Moorelfen um ihren Baum. Keiner wagte auch nur ein Räuspern. Hätten sie ein Lagerfeuer in ihrer Mitte gehabt, selbst die Flammen wären erstarrt in diesem Moment.

„Es war keine schöne Nacht, die ich da erlebte. Ich war aus tiefstem Herzen unglücklich und machte mir Vorwürfe, durch den Nebel getreten zu sein. Wie konnte ich es nur wagen, die Feen zu verfolgen. Dafür verdiente ich nichts anderes als ein schreckliches Ende in diesem erbarmungslosen schwarzen Wald. Längst hatte ich den Flug aufgegeben und mich auf den Moosboden gesetzt, der nun jedoch alles andere als samtig weich war. Eisige Kälte zog aus ihm heraus und Feuchtigkeit. Er war übersät von unsichtbaren Stacheln. Nur mit Vorsicht fand ich eine Position, in der ich eine Weile ausharren konnte. Ich wünschte mir nichts sehnlicher als in einen Traumlosen Schlaf zu fallen; denn ich ahnte nicht, dass ich bereits schlief. Vielmehr fühlte ich mich hoffnungslos verloren und einsam, als ich dieses Geräusch hörte. Ein Knacken im Unterholz, falls man hier irgendetwas als Unterholz bezeichnen konnte. Es war nicht weit von mir entfernt. Ich wartete und hielt den Atem an. Ein zweites Mal knackte es im Holz. Näher dran, dieses Mal. Ich lauschte, spürte wie eine Gänsehaut sich hämisch über meinen Rücken ergoss. Es stand hinter mir. Doch ich wagte es nicht mich umzudrehen. Eine Hand reckte sich nach meinem Nacken. Blitzartig fuhr ich herum. Nichts. Entsetzen packte mich. Ich schrie. Schrie lauter. Und

lauter. Hilfe. Weg. Wer bist du? Niemand antwortete. Und doch, mir fuhr etwas durch die Haare, über die Flügel. Ich schrie wieder und wieder. Warum nur war ich in diesen unheimlichen Wald hineingeraten. Am Tag hatte alles noch so schön ausgesehen. Sollte denn das etwa das Feenreich sein. Wundervoll und anmutig am Tag, grausam und unbarmherzig in der Nacht. Die Furcht durchlief meine Glieder. Hätte ich doch wenigstens Halphaid mitgenommen. Er hätte mich trösten können. Wir hätten uns sicher gegenseitig Mut zugesprochen. Aber ich musste ja mal wieder alleine meiner törichten Neugier hinterher stürmen. In Gedanken sah ich wieder den Waldhüter. Geistesabwesend wies er mir den Weg. Nein! Zum ersten Mal sah ich in sein Gesicht. Schrecken und Verzweiflung standen darin geschrieben. Die Lippen blutleer und weiß. Deutlich sah ich es nun in seinen Augen: Gehe nicht kleine Prinzessin. Gehe nicht in diesen Nebel. Wieso hatte ich es nicht bemerkt, als es noch Zeit war? Ich wollte es in meiner Überheblichkeit wohl nicht. Und jetzt saß ich in diesem Wald und fühlte einen kalten Feind im Nacken. Nur eine Frage der Zeit, bis er mich packte und das Leben aus mir herausschüttelte. Zusammengekauert wartete ich auf den Morgen. Nur die Hoffnung, der Wald würde sich mit den ersten Sonnenstrahlen wieder zum Guten hin wenden, ließ mich diese Nacht überstehen.

Kein Auge hatte ich zugetan in jener Nacht. Der Morgen kam. Und mit ihm kehrte die Schönheit des Waldes zurück, wie ich es erwartet hatte. Doch das Misstrauen blieb und zerstörte Anmut und Lieblichkeit. Ich wollte keine Feen mehr sehen. Ich wollte nur wieder nach Hause. Nicht noch eine Nacht in dieser furchtbaren Welt. Nicht noch eine.

Die Sonne trocknete meine Tränen, der Boden war samtig und weich. In einiger Entfernung vor mir erkannte ich ein Haus, weit hinter mir lag eine Nebelwand. Was sollte ich wählen? Natürlich hatte ich mir geschworen, diesen Wald zu verlassen. Aber bot mir eine Unterkunft in jenem fremden Haus, nicht die gleiche Perspektive wie die Rückkehr. Eine Weile würde ich in diese Richtung

fliegen. Falls ich jedoch bemerkte, dass es zu weit war, dann konnte ich immer noch umkehren. Das schien mir ein guter Plan zu sein.

So flog ich also geradewegs auf dieses Haus im Wald zu. Im Näherkommen erkannte ich, dass es viel größer war, als ich vermutet hatte. Ein Anwesen, das gut und gerne ein Riese hätte bewohnen können, dachte ich und ich hätte in diesem Moment ein zweites Mal Verdacht schöpfen sollen. Vermutlich sind Elfen einfach zu gutmütig. Was soll ich sagen. Ich flog und flog und flog geradewegs auf das Haus zu. Je näher ich ihm kam, desto größer, monströser wurde es. Eben noch ein Lichttempel aus Bernstein, schillernd in der Sonne, wunderschön anzusehen. Doch mit einem Mal brach die Nacht herein. Der Wald verwandelte sich wieder in eine kalte Hölle. Und auch das Schloss veränderte sich. Aus dem eben noch so strahlenden Bernstein wuchsen eisige Wände aus hartem Granit. Das Tor im Eingang brach auf, öffnete den Zugang zu einer Höhle, nass, kalt und schwarz wie die Nacht. Aber nicht lautlos. Etwas Mächtiges saß nahe dem Eingang, schmatzend und rülpsend, Knochen brechend und grunzend.

Grendl, schoss es mir durch den Kopf. Das war es, was der Waldhüter mir sagen wollte mit den blutleeren Lippen und der Angst in den Augen. Er hatte durch den Nebel nicht in das Feenreich gesehen. Es war Grendl´s Welt, in die dieses Tor führte.

„Ho - ho - kleine Elfe!“, dröhnte es aus dem Innern der Höhle. Ich war entdeckt. Was sollte ich nur machen. Grendl würde mich verspeisen. Es gab kein Entrinnen. Wie versteinert blieb ich am Eingang der Höhle. Flattert verzweifelt mit den Flügeln, ohne mich auch nur einen winzigen bisschen vom Fleck zu bewegen. Flieh, schrie ich stumm in mich hinein. Flieh solange du noch kannst. Grendl stand auf. Gleich würde er mich mit einem Hieb seiner mächtigen Hand aus der Luft herunterwischen, um mich dann mit spitzen Fingern aufzuheben, den Mund zu öffnen und ...“

Den Moorelfen stockte der Atem. Das sollte ein Traum sein? Wenn Träume so ausgingen, dann würden sie dankend darauf verzichten oder wenigstens auf die Erinnerung.

„Was ist? Wie ist es ausgegangen?“, stöhnte Laurentius, der die Pause einfach nicht ertrug.

„Er nahm mich zwischen die Finger. Und es war Grendl. Dann bin ich aufgewacht, glaube ich.“

„Was? Du kannst doch nicht einfach aufwachen und uns mit diesem Grendl sitzen lassen!“

„Doch“, protestierte Myriel, die sich auf keinen Fall an die weiteren Ereignisse erinnern wollte, auch wenn sie ihr ganz genau im Gedächtnis waren.

Jetzt hatten auch andere Elfen Verdacht geschöpft.

„Du verheimlichst uns das Ende!“

„Erzähl weiter, ich sterbe vor Neugierde!“

„Eine feige Elfe?“

„Bitte! Verzeiht mir. Ich habe das Ende vergessen. Wem nutzt es, wenn ich ein falsches Ende erzähle!“

Myriel wusste sehr gut, dass sie nicht das Ende erzählen konnte, an das sie sich erinnerte. Es machte ihr große Angst. Nicht weil Grendl sie verspeist hätte. Das wäre für einen Traum, einen Albtraum zumal, sicher nicht unnormal gewesen: Der Riese fletschte die Zähne. Sein Atem stank, dass ich drohte davon ohnmächtig zu werden. Ich zappelte, tobte vor Angst, schrie. Doch all das half nicht. In einem Stück rutschte ich in seinen blutverschmierten stinkend fauligen Rachen hinein ... und erwachte schweißgebadet.

Vielleicht hätte sie diese Geschichte einfach erzählen sollen, auch wenn sie nicht der Wahrheit entsprach. Aber was ist schon Wahrheit in Träumen. Sie kennen keine Wahrheit. Sie kennen nur Gefühle: Ängste, Freuden, Feinde, Freunde, aber nicht die Wahrheit. Kann sein, dass sie gar nicht existiert.

Es wäre so einfach gewesen - für einen Menschen. Elfen sind anders. Sie erzählen alles oder schweigen. Doch sie lügen nicht. Und eben darin bestand Myriels Problem. Hätte sie erzählt, wie ihr Traum zu Ende gegangen war, dann hätte sie es mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren können. Wollte sie es nicht erzählen, dann musste sie schweigen.

„Laurentius, hilf mir da raus“; flüsterte sie, „ich verspreche dir, du wirst die Wahrheit erfahren, wenn du es wirklich willst. Dann kannst du entscheiden, ob deine Sippe davon erfahren soll.“

„Aber es ist doch nur ein Traum!“, flüsterte Laurentius.

„Nein!“, widersprach Myriel - so sicher und selbstbewusst, dass der Moorelf erschauerte. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, worum es ging. Und dennoch fühlte er im tiefsten Innern, dass der Fortgang dieser Geschichte tiefe, nicht wieder gut zu machende Spuren hinterlassen würde. Myriel durfte sie auf gar keinen Fall beenden. Nicht hier und nicht jetzt.

„Es ist“, begann er, „lange her, dass unser Volk anfing, Träume zu erzählen. Unsere Ältesten berichteten von furchtbaren Ereignissen, die uns heimsuchten im Schlaf, während wir im Tag nie zu derartigem fähig gewesen wären. Es ist sicher für eine Elfe schwer dies zu verstehen, wenn sie es nicht gelernt hat. Ich meine, gelernt hat zu unterscheiden, was Traum, was Tat ist. Wir selbst - wissen wir denn den Unterschied? Sind wir denn sicher, dass dieses Leben unser Leben ist und der Traum nur ein Traum, ein langer Winterschlaf mit einer Vielzahl von Träumen? Warum ist es nicht umgekehrt? Wer wagt es, uns zu sagen, dass wir jetzt, im Frühling leben, und im Traum nur erleben, was wir uns wünschen oder wovor wir uns fürchten. Wer von euch kann es mir sagen? Wer?“

Die Moorelfen schwiegen. Keiner von ihnen wagte zu beurteilen was gerade geschah. Sie fühlten sich schuldig. Sie fühlten, dass sie Myriel ein großes Unrecht zufügen würden, wenn sie nicht aufhörten, nach ihrem Traum zu forschen. Und sie hatten keine Ahnung, welch großes Glück sie selbst damit hatten.

„Ich werde Myriel nach Hause bringen“, entschied Davien, einer der Ältesten. Die kleine Elfe war froh, dass er dies sagte. Alleine hätte sie nicht gerne den Weg nach Hause angetreten. Laurentius wäre ihr als Begleiter sicher lieb gewesen. Aber er hätte Fragen gestellt, die sie nicht beantworten wollte. Es war gut, so wie es war.

Ohne auf eine Reaktion der anderen zu warten, griff Davien nach Myriel, hob sie in die Luft und war mit ihr verschwunden. Laurentius tat sein übriges. Er mochte Myriel sehr, fast mehr als es zwischen einem Moorelfen und einer Waldelfe sinnvoll war. Dieses eine „Nein“ von ihr hatte sich in seinem Herzen verbissen. Es hatte ihn getroffen, ihm deutlich gemacht, wie sehr sie unter dem Wissen litt, das sie mit diesem Traum verband.

Meine arme kleine Prinzessin, dachte er, meine arme kleine Prinzessin.

„Möchtest du mit mir darüber reden?“, fragte Davien sachte, während er neben Myriel herflog.

„Sollte ich das tun?“, antwortete sie, nicht ohne eine Spur Sehnsucht. Sehnsucht nach Befreiung von dieser furchtbaren Erkenntnis, die sie alleine in ihrem Herzen trug.

„Du musst es entscheiden. Ich höre dir zu, wenn du es von mir erwartest. Aber, warte, vielleicht kann ich dir die Entscheidung ein wenig erleichtern. Es gab eine Zeit, da war ich in eine Fee verliebt. Sie war wunderschön und doch für mich unerreichbar. Alles hätte ich darum gegeben, sie nur einmal zu besuchen. Auch ich stand vor dem Tor der Nebelschwaden. Doch ich traute mich nicht. Dieses Tor. Ich sah es. Nicht im Traum. Es ist eine andere Welt. Aber sie hat nichts zu tun mit Träumen. Ist es das, was dich schreckte?“

Myriel lächelte unsicher.

„Nein. Nicht die Wirklichkeit schreckt mich. Ich verstehe es nicht. Albaron hat gesagt, ich wäre anders als die anderen. Nachdenklicher vielleicht? Ich weiß es

nicht. Es ist ungerecht. Wieso kann ich nicht ebenso einfach gestrickt sein wie meine Freunde? Wieso muss ich all das erleben? Wieso?“

„Weil du nicht irgendwer bist, sondern du selbst. Ich selbst habe sie gesehen.“

„Wen hast du gesehen?“

„Die Feen. Eine Fee. Sie war wie ein Geist. Mein Traum. Meine Erfüllung. Unerreichbar. Sie hat mein Herz gebrochen. Ich glaube, sie wusste es nicht einmal. Sie sind kalt und erbarmungslos. Sie ziehen dich in ihren Bann. Sie wollen es nicht. Sie versuchen sich dir zu entziehen, bevor es geschieht. Du hast keine Möglichkeit ihnen zu entkommen, hast du ihnen ein einziges Mal ins Antlitz gesehen. Ist es das?“

„Nicht das. Ja, sie haben mir sehr weh getan. Aber es ist nicht das!“

„Wenn du nicht darüber reden möchtest, ich verstehe es!“

„Nein, Herr Davien, ich würde gerne darüber reden, doch was geschieht, wenn ich es tue? Reißt es nicht viele ins Unglück, die Achtung und Freundschaft empfinden für das Volk der Feen? Und sie haben so recht. Es ist eine wundervolle, eine phantastische Welt. Sie ist so unglaublich. Sie bricht Herzen, wo Felsblöcke waren. Selbst den armen Grendl haben sie ...“

Myriel schluchzte. Sie hatte keine Ahnung gehabt von dem, was sie Grendl angetan hatten, was sie Grendl angetan hatte, indem sie es zuließ. Niemals könnte sie das wieder gut machen. Niemals. Der arme Grendl. Einsam saß er nun in dieser kalten Höhle, die am Tage ein Palast war, unerreichbar schön, unerreichbar fern. Ein Feenreich...

„Davien, was habe ich nur getan. Es sollte eine Tat der Barmherzigkeit sein. Er sollte zurück in seine Welt. Lena-Viviane, die Schamanin, war so sicher. Sie glaubte genau zu wissen, was zu tun sei. Die Feen haben sie ebenso verzaubert wie Halphaid, den armen Grendl und mich selbst. Wie konnten wir das nur zulassen?“

„Du wusstest es nicht!“, versuchte Davien sie zu beruhigen. „Du hast sie vorher nicht gekannt. Wärest Du ihnen nicht hinterhergeflogen, dann hättest du es

vermutlich nie erfahren. Also mach dir keine Vorwürfe. Für Grendl ist es sicherlich kein Unterschied. Bei uns lebte er in einem Moorloch. Nun hat er wenigstens eine Höhle.“

„Aber sie brachen ihm das Herz, wie sie jedem das Herz brechen!“

„Ich weiß!“

Es war eine Erkenntnis auf die sie lieber verzichtet hätte, wie viele andere vor ihr. Ein Leben nach der Begegnung mit einer Fee zu ertragen ist verdammt schwer, selbst für eine Elfe.

Immerhin hatte Davien sie begleitet, der selbst offenbar wenigstens eine Fee gesehen hatte. Er teilte den Schmerz bereitwillig mit ihr; denn er fühlte sich schuldig. Es war nur ein Traum gewesen, versunken in den Tiefen der Seele. Hätte Myriel nicht an den Traumgeschichten der Moorelfen teilgenommen, wäre er vielleicht in der Vergangenheit ihrer Seele versunken und nie wieder zurückgekehrt. Sie hätte die Feenwelt vergessen und wäre niemals daran erinnert worden. Nach diesem Ereignis jedoch würde sich alles in ihrem Leben vermutlich vollkommen verändern. Irgendwann musste es eine weitere Begegnung geben, das hatte sie provoziert. Es würde eintreten. Ihr blieb keine andere Möglichkeit.

Endlich waren sie auf der Moorinsel angelangt. Albaron und Halphaid empfingen sie, bereits sichtlich beunruhigt.

„Wo warst du denn?“, dröhnte Hali seiner Freundin entgegen. Er versuchte nicht einmal seine Sorge um sie zu überspielen.

„Sie war in Sicherheit!“, mischte sich Davien ein. Seine Stimme war gelassen und wirkte selbst auf Halphaid beruhigend. „Es ist wohl etwas spät geworden. Tut mir Leid!“

Albaron nahm Myriel in die Arme. Er kannte sie nun schon seit langer Zeit und ahnte, welcher Art die Ereignisse waren, die sie gerade durchgemacht hatte.

„Komm, mein Kind, du musst dich erst einmal ausruhen. Morgen wird ein schöner Tag sein, dann können wir uns über alles unterhalten, wenn du magst.“

Aber nun komm heim. Such dir einen schönen Schlafplatz aus. Wir sprechen dann morgen.“

„Nur eins noch!“, wandte sie Davien ein letztes Mal an Myriel, „halten sie ihn gefangen?“

„Nein - er ist freiwillig dort. Ein Gefangener seiner eigenen Seele. Sie haben ihn berührt und damit an sich gebannt, den armen Grendl.“

Davien lächelte traurig. Für ein Urgeschöpf wie Grendl musste es noch heftiger sein als für eine Elfe.

„Wer den Wind einsperrt, fordert den Sturm heraus!“, lautete ein altes Sprichwort. Sicher hatte es die Schamanin gut gemeint, als sie die Feen herbeirief. Wie hätte sie auch ahnen können, welche Ereignisse sie damit heraufbeschwören würde. Die Dinge waren geschehen. Niemand konnte sie mehr rückgängig machen. Ein weiterer Stein war ins Rollen gebracht, mit dem die Betroffenen in Zukunft leben mussten. In Gedanken versunken lächelte der Moorelf Myriel noch einmal zu. Die Höflichkeit gebot es, dass Albaron ihn noch ein Stück des Weges begleitete.

Myriel war erschöpft, wie selten in ihrem Leben. Schlafen wollte sie, nichts als schlafen. Sie merkte nicht einmal mehr, dass Hali sie zu einer geräumigen Astgabel führte und sie über die ganze Nacht fest im Arm hielt.

„Was hast du nur wieder angestellt?“, dachte er und empfand tiefes Mitleid für sie, als sie so zusammengekauert lag und im Schlaf unruhig zuckte.

Das Frühjahr kam, mit all seiner Vielfalt brach es über die kleine Welt des Moores herein. Nun waren wieder viele Wesen unterwegs. Alles ging seinen Gang wie in jedem Jahr. Die Blumen gediehen prächtig, ebenso viele Bäume und Büsche. Libellen gab es in diesem Jahr mehr noch als im letzten. Für sie schien es ein wunderbares Jahr zu werden. Nur Menschen sah man nicht mehr so häufig wie früher. Die Waldhüter und Waldarbeiter machten sich auf der Kuppe des Berges zu schaffen. Dort hatten sie bereits im Winter mehrere Bäume

gerodet. Eine kleine Straße führte seit neuestem hinauf. Dort herrschte ein reger Verkehr. Schwere Fahrzeuge brachten tagein tagaus neues Material. Arbeiter hatten ein Loch ausgehoben, das sie nun wieder mit einem Brei füllten, nachdem sie ein Geflecht aus Drähten hineingelegt hatten. Stück für Stück wuchs auf dieser Grundfläche nun ein Gebilde heran, das den Bäumen nicht unähnlich war, nur das es keine Seele hatte. Aber die würden die Menschen ihm vielleicht am Ende noch einhauchen.

Halphaid beobachtete die Entstehung des Turmes in jeder freien Minute. Er kannte den hölzernen Aussichtsturm im Moor und stellte sich vor, dass ein solcher Turm auf dem Berg sicher eine noch schönere, noch weitere Aussicht bringen würde. Die Menschen hatten den Platz für ihre Zwecke gut gewählt. Von dort konnte man hinüber sehen bis weit über den Fluss.

In den letzten Wochen hatten sie entlang der Strasse einen Graben gezogen, der bis in den nächsten Ort hinunter reichte. Sie hatten mehrere endlose Schlangen von einem ihrer Fahrzeuge heruntergerollt in diesen Graben hinein und das ganze dann wieder zugeschüttet. Damit hatten sie sehr viele Pflanzen verletzt. Wussten es die Menschen denn nicht besser. In den Nächten, wenn die Arbeit eingestellt war, hatten sich unzählige Elfen den verletzten Bäumen und Sträuchern angenommen, sie getröstet und gepflegt. Auch Myriel hatte geholfen. Aber sie hatte ihre Kindheit verloren. Sie war ernster geworden, selbst ernster als viele alte Elfen und nachdenklich. Halphaid versuchte mit ihr zu reden. Das wollte sie nicht.

„Glaubst du nicht, dass ich dir helfen könnte, wieder lustiger zu sein?“

„Du, mir helfen? Nein, das kannst du sicher nicht. Wobei solltest du mir denn helfen? Mir geht es gut. Ich bin nur einfach ein bisschen nachdenklich geworden in letzter Zeit!“

„In letzter Zeit?, Ha - du bist so, seit der Geschichte mit dem Moormonster.“

„Und wenn schon. Moorelfen unterscheiden sich von Waldelfen und von Wassernymphen. Das ist etwas ganz normales. Warum kann ich da nicht etwas anders sein als du es bist oder Lavra?“

„Weil du meine Freundin bist, deshalb!“

Das Gespräch führten sie jetzt schon zum wenigstens zehnten Mal. Albaron hatte es schon im letzten Jahr bemerkt. Myriel veränderte sich in eine Richtung, die für Elfen durchaus nicht normal war. In jedem Volk gab es solche Ausbrecher und Querdenker. Manche hatten großes Unheil gebracht durch ihre Andersartigkeit, andere hatten die Entwicklung ihres Volkes vorangetrieben, waren zu großen Königinnen emporgestiegen, hatten Weltreiche errichtet. Wieder andere waren als Eremiten in die Wälder gegangen, weil sie es nicht mehr ertragen konnten, wie ihr Volk litt. All das hatte es schon immer gegeben. Und niemand hatte je vorher erkannt, wozu es nutzen konnte.

Albaron fragte sich, ob es zu tun haben konnte mit Erinnerungen aus einem anderen Leben. War es denkbar, dass eine Elfe als etwas anderes wiedergeboren wird oder etwas anderes als eine Elfe? War Myriel einst vielleicht eine Schamanin, ein weiser Mensch? War sie eine Fee, dass sie diese Erinnerung nicht losließ? Eines dieser über alle Maßen gerechten und geraden Wesen, die mehr Lichtgestalt als Wirklichkeit waren? Albaron verstand von solchen Dingen nicht sehr viel. Sein Leben hatte er mehr dem Heilen der Bäume verschrieben. Da war er ein wahrer Künstler. Selbst mächtige alte Eichen hatte er bereits in jungen Jahren gerettet. Diese Kräfte besaß er noch heute und setzte sie beinahe täglich ein. Das konnte er wirklich sehr gut. Aber herum zu grübeln war nicht seine Stärke. Das hatte er seit jeher den Frauen im Volk überlassen. Die waren weise und klug, viel klüger als er je werden konnte - glaubte er jedenfalls.

Halphaid machte sich ganz andere Gedanken als der alte Elf. Für ihn war Myriel ein ganzes junges Elfenleben lang die Spielgefährtin gewesen. Mal mehr, mal weniger. Aber sie hatten viele Sonnen gemeinsam aufgehen sehen. Er konnte

sich nicht vorstellen, dass sich jemand so veränderte und schon gar nicht seine beste Freundin. Das traf ihn hart.

In dem Bau des Turms hatte er eine Ablenkung gefunden. Doch es war nicht dasselbe. Ein Turm kann nicht sprechen, nicht lachen, nicht herumtoben. Dennoch war er Hali´s bester Freund in diesen Tagen.

Die Menschen hatten ihre Arbeit beendet. Eine große Menge von ihnen war auf den Berg gekommen. Man hatte gefeiert und Reden gehalten. Dann war es still geworden. An manchen Tagen war Halphaid der einzige Besucher hier oben. Er flog bis hoch hinauf auf die Spitze und blickte von dort aus über das Land. Einen wirklich guten Punkt haben sich die Menschen für den Turm ausgesucht, dachte er immer wieder.

Der Sommer war ins Land gegangen ohne weitere großartige Ereignisse. Die Moorelfen hatten sich etwas mehr zurückgezogen als im vorangegangenen Jahr. Die Waldelfen hatten viel zu tun gehabt mit den Bäumen am Graben. Bis jetzt hatten sie Verletzungen geheilt. Es hatte über die Maßen viele Früchte gegeben, wie in Jahren, in denen ein harter Winter drohte. Doch von derlei Dingen verstehen Elfen nicht viel. Sie verschlafen ja die kalte Jahreszeit. Und von den Früchten verzehren sie nichts. Höchstens dass die alte Eiche voll hing mit Eicheln und Hütchen, dass sie stöhnte unter der Last und froh war, als diese endlich im späten Herbst von ihr abfiel. Reif und Frost knabberten an den müden Blättern und sorgten nach einem bunten Herbst nun für die winterlich karge Schlichtheit. In wenigen Wochen würde es schneien. Die Luft roch jetzt schon danach.

Für die Elfenvölker war es höchste Zeit, sich auf den ersehnten Winterschlaf vorzubereiten, sofern es großartiger Vorbereitungen bedurfte. Im Grunde suchte sich jeder ein gemütliches Plätzchen in einer festen Gabelung, die auch den Winterstürmen standhielt. Man flüsterte sich noch ein paar nette Gedanken und gute Wünsche zu, so etwas wie „Habt eine schöne Reise!“ oder „Träumt euch in den Frühling hinein!“ oder einfach nur „wir sehen uns dann!“

Für Myriel war diese Vorbereitung auf die Traumzeit etwas sehr zwiespältiges. Sie hatte sich mehr als alle anderen darauf vorbereitet; denn sie fürchtete sich vor den Träumen. Die alte Eiche hatte ihr versprochen, sie auf eine ihrer Reisen mitzunehmen. Das würde die Elfe vielleicht ablenken. Es war sicherlich ein nettes Angebot, aber nicht wirklich interessant für eine schlafende Elfe. Nein - sie musste ihren Weg gehen, wie steinig er auch werden würde.

Halphaid hatte sich längst von ihr verabschiedet. Er mochte nicht in der alten Eiche überwintern. Der Turm, die Aussicht, die Größe des Landes, all das hatte seinen Geist betört. Dort wollte er einschlafen bevor der Frost die letzten Blätter von den Bäumen gefegt hatte. Ein letztes Mal war er über das Moor geflogen, hatte sich im Geiste von allem verabschiedet.

Ein letztes Gespräch mit Albaron hatte Halphaid schon vor einigen Tagen geführt. Dem alten Elfen war es unverständlich, dass sich jemand derart zurückziehen würde. Es tat ihm fast ein bisschen weh. Aber was sollte er am Ende tun. Er musste Halphaid gehen lassen.

Myriel war noch einmal hochgekommen zum Turm. Einen letzten Sonnenuntergang wollten sie gemeinsam erleben, sie und er. Schon am Nachmittag saßen sie schweigend beieinander auf einer Plattform, die wie Hali meinte, für die Menschen im Grunde viel zu schmal war. Und tatsächlich hatte sich hier seit der feierlichen Einweihung niemand mehr blicken lassen. Der Tag war klar. Der Himmel war stahlblau. Nicht eine Wolke. Die Sonne zog herüber in ihrer gleichmütigen Fröhlichkeit, so wie sie es seit Jahrmillionen getan hatte. Sie sahen hinüber in das Flusstal. Dort war schon seit langem Ruhe eingetreten. Ab und an kam ein Fährkahn heraufgeschippert. Einige Greifvögel zogen ihre weiten Kreise über Äckern, die schon für das nächste Jahr bestellt waren. Doch selbst für die Vögel war die üppige Zeit der Jagd vorbei. Kaum eine Maus traute sich noch an die Oberfläche. Sie verkrochen sich in endlosen unterirdischen Gängen vor der Kälte, eingedeckt mit den überreifen Früchten, die der Herbst ihnen geschenkt hatte.

Nun war es bald soweit. Die Sonne stand bereits im Westen über den fernen Bergrücken. Sie begann sich einzufärben im Dunst eines späten kalten Tages. Myriel und Halphaid sprachen kein Wort. Jeder für sich dachte an das Jahr, was es gebracht, was sich verändert hatte. Ein Schatten war auf ihre Freundschaft gefallen, den auch der hell leuchtende Feuerball nicht mehr von ihnen nehmen konnte. Immerhin hielten sie sich noch an den Händen.

„Willst du es dir nicht noch einmal überlegen!“, flüsterte Myriel in den Sonnenuntergang hinein.

Halphaid schüttelte nur unmerklich den Kopf. Es gab nichts mehr zu überlegen. Myriel schluckte und drückte seine Hand ein wenig fester.

„Verstehe!“

Die Sonne hatten nun bereits einen schmalen Streifen blutender Herzen über den Horizont versprüht. Die Silhouette des Bergrückens schwarz im Gegenlicht. Hatte die Welt dahinter zu lodern begonnen. Die Sehnsucht im Blick versuchte Halphaid die Bilder zu verdrängen, die sich längst in sein Bewusstsein gebrannt hatten. Die Sonne ertrank im Westen in ihrer eigenen feurigen Flut. Nie wieder würde sie aufgehen für ihn und für Myriel. Nach dieser Traumzeit konnten sie einander nicht mehr nahe sein, das wusste er. Das wussten sie beide.

Der letzte Hauch einer rötlich glühenden Welt versank hinter den Bergen. Stumm löste sich Myriels Hand aus der seinen. Lautlos, beinahe schemenhaft ließ sie sich von der Plattform gleiten. Ein gebrochenes Herz, ein Tränenverwirrter Blick, das war alles, was ihr geblieben war. Es war das letzte, was ihr dieses Jahr hatte geben können. Einsam kuschelte sie sich an die alte Eiche und trauerte sich in den Schlaf.

*

Als Myriel erwachte, wusste sie nichts mehr von ihren Träumen und sie war froh darüber. Ein Fiasko wie im letzten Jahr wollte sie nicht noch einmal

erleben. Sie reckte und streckte sich. Versuchte aufzuwachen. Ihr Kopf schmerzte. Das kannte sie nicht. Sie schlug die Augen auf. Es war kalt. Eisig. Es war noch Winter! Myriel taumelte. Sie fror. Ein Gefühl, das sie nicht kannte. Das gesamte Moor war eingeschneit. Keine Spur mehr von dem Holzbohlenweg. Die Insel war keine Insel mehr. Alles ging fließend ineinander über. Ein frischer, harter Duft lag in der Luft. Das Atmen fiel ihr schwer. Es biss ihr in die Kehle. In der Ferne sah sie Hunderte von Elfen wirr herumfliegen. Viele strauchelten, stürzten ab, fingen sich wieder oder blieben im Schnee liegen.

Dieser Kopf! Er drohte auseinander zu platzen. Myriel sah sich um. Einige Elfen schlummerten noch tief und fest. Sie schienen bewegt zu träumen, so wie sie sich herumwälzten. Andere waren erwacht, hielten sich den Kopf, versuchten das Gleichgewicht zu behalten. Lavra lag im Schnee. Aber sie schien zu schlafen. Jedenfalls bewegte sie sich nicht.

„Lavra, was ist mit dir?“, schrie Myriel hysterisch und jagte im Sturzflug den Baum hinab. „Lavra, wach auf. Du kannst nicht auf dem kalten Schnee schlafen. Du wirst uns noch erfrieren - Lavra!“

Sie rüttelte die Alte. Nahm ihre Arme hoch. Sie fielen wieder zu Boden. Leise kam Albaron herbeigeflogen, legte Myriel die Hand auf die Schulter.

„Sie schläft nicht!“

„Was meinst du damit - sie schläft nicht. Natürlich schläft sie. Sieh sie dir doch an. Und ob sie schläft!“

„Nein, Myriel. Du musst den Tatsachen ins Auge sehen. Lavra schläft nicht. Sie ist von uns gegangen in ein neues prachtvolles Leben, hoffe ich!“

„Das darf sie nicht!“, tobte Myriel. Große Tränen rannen ihr die Wangen hinab.

„Sie kann doch nicht einfach so dahinsterven. Mitten im Winter. Es ist so kalt. Mir ist so kalt!“

Schweigend nahm Albaron Myriel in die Arme, strich ihr über den Kopf, versuchte sie zu trösten. Lavra war alt gewesen. Sie hatte ein wundervolles,

erfülltes Elfenleben gehabt. Nicht viele wurden so alt wie sie. Nicht viele. Doch wen interessierte das in diesem Moment. Sie war tot. Das alte Ritual musste vollzogen werden ihr zu ehren.

„Albaron, komm schnell, Albaron!“, rief ein junger Elf.

Der alte Elf holte tief Luft. Konnten sie ihm nicht einen einzigen Augenblick der Trauer gönnen? Diese jungen Elfen, so sehr er sie liebte, in wenigen, gewiss nur ganz wenigen Momenten störte ihn die Rolle, die er für die Gemeinschaft spielte.

„Albaron, bitte! Du musst dir das ansehen, bitte!“

Es war ein flehendes Betteln. Albaron ließ Myriel los.

„Kümmerst du dich um sie?“

„Was soll ich denn tun?“

Myriel war verwirrt. Sie hatte nicht oft an dem Ritual teilgenommen. Und wenn, dann war es Sommer gewesen. Ein Stein. Ein großer Stein musste her, auf dem Lavras lebloser Körper aufgebahrt werden konnte. Aber wie sollte sie in dieser Schneewüste einen solchen Stein finden?

„Albaron, warte bitte. Wir brauchen einen Stein. Wie soll ich denn hier einen Stein finden, Albaron!“

Doch Albaron hörte sie nicht mehr. Er war längst an einem anderen Ort angekommen, an dem es nicht weniger trostlos aussah. Nicht nur Lavra schien sich in ein neues Leben verabschiedet zu haben. Drei, vier, fünf tote Elfen im Schnee. Die anderen irrten ziellos umher, hielten sich die Köpfe vor Schmerzen, froren. Verzweiflung, wo er nur hinsah.

Auch Myriel stand das Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Sie wollte, konnte nicht glauben, was sie sah. Und dann dieser stechende Schmerz. Am liebsten hätte sie losgeschrien, doch das machte die Sache nicht besser.

„Du kannst sie hier nicht so liegen lassen!“, ermahnte sie sich selbst und versuchte Lavra aufzuheben. Für den Augenblick fiel ihr nichts anderes ein, als sie in eine große, geräumige Gabel der alten Eiche zu betten. Sie schob die

Arme unter den leblosen Körper der guten alten Elfe. Sie war starr, wie festgefroren. Tränen rannen Myriel über das Gesicht. Tränen unendlicher Traurigkeit. Sie schluckte. Bewegte kraftlos ihre zarten Flügel.

„Lavra, was haben sie dir angetan?“, flüsterte sie und schwebte mit ihr hoch in den Wipfel der alten Eiche.

„Sieh her“, schluchzte sie, „ist er nicht wunderschön der Winter. Sieh doch. Bitte, sieh es dir noch einmal an, ein einziges letztes Mal - bitte!“

Dann legte sie den toten Körper behutsam in die Krone des Baumes, seufzte tief und stellte sich vor, dass Lavras Seele über ihnen schwebte und lächelte. Und sie spürte in diesem Moment einen warmen Sonnenstrahl auf ihren Wangen, als tröstete sie die Seele der Verstorbenen.

„Es ist doch albern!“, dachte sie. „Du musst mich nicht trösten. Ich bin doch nicht gestorben.“

„Hast du einen geeigneten Stein gefunden?“, flüsterte eine nur all zu bekannte Stimme.

„Was? Ach ja, nein. Noch nicht. Ich mache mich gleich auf den Weg.“

Albaron sah Myriel nachdenklich an.

„Kannst du dir vorstellen, was geschehen ist?“

„Was? Wie? Nein!“

Sie hatte nicht einmal eine Ahnung von dem Ausmaß der Katastrophe. Es hatte ihr noch niemand gesagt. Das einzige was Myriel hatte waren rasende Kopfschmerzen.

„Tut dir der Kopf auch so weh?“, fragte sie Albaron, ohne ihm ins Gesicht zu sehen.

„Ja, das tut er. Ich vermute, es ist die Kälte. Die sind wir nicht gewöhnt.“

„Ja, das ist es wohl!“, seufzte Myriel.

Sie überlegte, wo die Steine liegen mussten, die sie früher für das Ritual benutzt hatten. Sie konnten doch nicht verschwunden sein. Steine verschwinden äußerst selten, höchstens durch Menschenhand, nicht aber durch Schnee. In der Ferne

sah Myriel das Geländer des Holzbohlenweges. Das war ein erster Orientierungspunkt. Sie flog direkt darauf zu. Von dort aus, hatte sie einen anderen Blickwinkel. Wo um alles in der Welt waren die Steine? Die Steine? Die ... in dem kleinen Wäldchen. Es war nicht weit. Dort wuchsen doch die Heidelbeeren - bei den Steinen. Da musste sie hin.

Vorbei am Holzbohlenweg durch das kleine Wäldchen war sie bald an der Stelle angekommen, wo sie die Steine zu finden glaubte. Der Schnee hatte zwar alles zugedeckt, doch lag er an diesem Ort nicht so gleichmäßig verteilt. Drei, vier erhabene Stellen deuteten auf etwas hin, das darunter liegen musste. Sie pustete den Schnee beiseite. Das heißt, sie versuchte den Schnee beiseite zu pusten. Man kann sich vorstellen, dass eine derartige Technik für eine gerade zwanzig Zentimeter große Elfe wenig Erfolg bringt. Auch der Versuch, einen der Steine mit den Händen frei zu räumen scheiterte kläglich. Es war einfach zuviel Schnee gefallen. Sie kam nicht bis zu den Steinen durch. So flog sie zu Albaron zurück. Vielleicht hatte er eine Idee, wie man vorgehen konnte.

Sie fand ihn bei der toten Lavra. Schweigend saß er im Wipfel der Eiche und trauerte. Myriel sah ihn an. Keine Frage war es Wert, ihn zu stören. Und doch - er hob den Kopf, sah sie an und lächelte.

„Es ist gut. Ich könnte mir keinen würdigeren Ort für ihr Dahinscheiden vorstellen, als den, den du gewählt hast. Ich danke dir.“

Also keine Steine.

„Darf ich bleiben?“, stammelte sie verunsichert.

Albaron nickte. Gemeinsam hielten sie die Wache, wie sie das Ritual vorschrieb, für den Rest des Tages und die Nacht. Sie redeten nicht. Albaron träumte von den Zeiten des alten Waldes. Damals war alles noch sehr einfach gewesen. Er erinnerte sich an Ereignisse aus seiner Jugend. Schon zu jener Zeit hatten Lavra und er viele Stunden gemeinsam verbracht, hatten geredet und geträumt, hatten geplant die Welt zu verändern. Im Laufe der Zeit waren sie gealtert. Man sprach ihnen Weisheit zu und wählte beide zu Elvaren. „Sind wir denn wirklich schon

so alt“, hatte er Lavra damals gefragt und gelacht. Vieles hatten sie seitdem entschieden. Manches war ihnen leicht über die Lippen gekommen, anderes sicherlich mit einem Tropfen Wermut. In einem waren sie immer eins gewesen, in der Liebe zu ihrer Sippe, zu ihrem Volk und zu der Aufgabe, die sie vor vielen Zeitaltern übernommen hatten. Es mochte eine Reihe neuer Entwicklungen geben, die den jungen Elfen große und bisweilen wichtige Veränderungen bringen konnten. Die Grundfeste jedoch sollten bleiben, solange sie die Elvaren dem Volke voranstanden.

In diesem Moment fragte er sich, ob sie vielleicht falsch entschieden hatten. Gab es etwa Entscheidungen, die sie versäumt hatten zu treffen? Albaron war nicht mehr so sicher, wie noch vor ein paar Monden. Er verstand nicht einmal, welches unglaubliche Unheil plötzlich über sie hereingebrochen war. Sie hatten sich doch keines Vergehens schuldig gemacht - oder doch?

Für einen Augenblick beendeten rasende Kopfschmerzen Albarons Grübelei.

„Wie geht es dir?“, fragte er Myriel, die ihm gegenüber saß. Sie rieb sich die Stirn und sah nicht gerade sehr glücklich aus.

„Es geht, wenn nicht diese Schmerzen wären. Hast du mit den anderen schon darüber gesprochen?“

Das hatte er nicht. Albaron legte im Moment keinen Wert darauf, mit irgendwem über irgendetwas zu sprechen. Er hätte es vermutlich tun müssen als der letzte Elvar. Aber an gewissen Stellen haben auch wichtige Ämter ihre Grenze.

„Nein - ich habe mit niemandem darüber gesprochen. Was, wenn ich es täte? Sie würden mich fragen, wovon ich rede oder sie würden Hilfe erwarten, die ich ihnen nicht geben kann. Myriel, ich weiß, du bist noch viel zu jung. Aber du bist meine einzige Hoffnung in diesem verzweifelten Augenblick. Du bist eine Elvar. Du warst es schon im letzten Jahr. Lavra und ich unterhielten uns. Wir beobachteten dich - bitte verzeih - und wir waren sicher, dass nur du die neue Generation in eine Welt führen kannst, die uns seit langem fremd geworden ist.“

Was ist nur geschehen? Waren die Menschen zu hastig mit ihren Entwicklungen oder haben wir etwas nicht verstanden, was für uns wichtiger ist als heilen?“

„Es ist nichts“, versuchte Myriel ihn zu beruhigen.

Ich eine Elvar?, dachte sie. Er muss verrückt geworden sein vor Schmerz und Trauer, wie kann er so etwas sagen? Wie kann er nur so etwas denken?

Die Dämmerung setzte ein und mit ihr das Auflösen von Lavras Körper. Ein letztes Mal blickte sie in das Antlitz einer Elvar, die selbst im Tod noch wohltuend lächelte. Sie hörte ihre Stimme. Wie konnte das sein? Wieso hörte sie ihre Stimme?

„Myriel, Prinzessin, es liegt nun in deiner Hand. Führe sie in meinem Sinne, aber mit deinen Gedanken, Gefühlen, mit deinem Wissen um die Dinge. Es ist der richtige Weg. Er ist schwer, aber richtig. Zweifele nicht.“

Eine Träne rann über ihre blassen Wangen. Ein Wort des Widerspruchs auf den Lippen. Doch heraus kamen nur sanfte Beteuerungen.

„Es wird sein, wie du es wünschst. Ich werde sie führen, auch wenn ich noch nicht weiß, wie ich dies anfangen soll. Ich werde dich ganz sicher nicht enttäuschen, ganz sicher nicht. Schlafe und verwandle dich. Ich liebe dich. Du wirst mir fehlen!“

Myriel schluchzte. Hatte es in ihrem Leben irgendetwas, das ihr so schwer gefallen war, wie dieser Abschied? Sie konnte sich nicht erinnern. Albaron war dicht an sie heran gerückt.

„Hat sie sich auch von dir verabschiedet?“, fragte er sanft.

„Ja“, flüsterte Myriel so leise, dass sie es selbst nicht verstand. Sie räusperte sich: „Ja, das hat sie!“

„Dann weißt du jetzt, was du zu tun hast?“

„Nein - es tut mir Leid. Ich habe ihr versprochen, die Rolle anzunehmen, die mir zugeordnet ist. Aber ich habe keine Ahnung, was passieren wird. Ich verstehe nicht, was sich gesehen ist und wie ich damit umgehen soll. Albaron, du musst mir helfen. Ich fürchte, dieses Abenteuer müssen wir gemeinsam bestehen.“

„Das fürchte ich auch“, lächelte der Elf und nahm die kleine Elfe, die alle Prinzessin nannten rücksichtsvoll in den Arm.

Gemeinsam entschieden sie, den Wipfel der alten Eiche auch für die Rituale um die anderen toten Elfenfreunde zu nutzen.

„Ich hoffe, der Eiche ist diese Last nicht zu heftig“, hatte Albaron zu bedenken gegeben. Doch sie weilte noch in fernen Gefilden und ahnte nicht einmal, was auf der Moor-Insel vor sich ging.

Fünfzehn Elfen hatten ihr Leben gelassen. Albaron bereitete die Rituale vor. Glücklicherweise hatten fast alle von ihnen einen Angehörigen, der an dem Ritual teilnehmen wollte, so dass Myriel nur in zwei Fällen von Nöten war. Sie hatte sich umgehört und herausgefunden, dass beinahe alle Elfen über Kopfschmerzen klagten, einige sogar weitere Symptome einer, wie sagten die Menschen - Krankheit? - aufwiesen.

Auch unter den Moorelfen waren viele Opfer zu betrauern. Myriel wurde von ihnen recht abweisend behandelt. Trauer ist etwas seltenes unter den Elfenvölkern, etwas sehr persönliches. Myriel nahm es niemandem übel, dass sie weggeschickt wurde.

Mit einigen Vögeln hatte sie sich unterhalten, mit Meisen und Hähern. Doch von ihnen war nichts zu erfahren, was sie nicht schon selber wusste. Offenbar hatte es ohnehin keine Tiere betroffen. Wo sollte sie noch suchen? Wen konnte sie fragen? Myriel dachte an Lena-Viviane. Konnte sie eine Antwort geben auf diese furchtbaren Geschehnisse? Sie hatte mit den Frauen aus dem Feenreich gemeinsame Sache gemacht. Es war nötig gewesen oder wenigstens nützlich. Aber Feen waren ungefähr das, was Myriel im Moment am allerwenigsten gebrauchen konnte. Sollte sie trotzdem Hilfe bei der Schamanin suchen? Sie war sich nicht sicher.

„Halphaid“, fiel ihr ein, „ich werde Halphaid suchen. Er ist mein bester Freund. Warum habe ich nur bisher nicht daran gedacht? Gemeinsam werden wir dieses

Abenteuer bestehen. Gemeinsam werden wir herausfinden, was geschehen ist und wie wir unserem Volk und dem der Moorelfen helfen können.“

Den Morgen wartete sie noch ab, dann machte sich Myriel auf den Weg zum Turm. Sie überlegte, was sie ihm sagen würde. Er hatte die Einsamkeit gewählt, weil sie sich verändert hatte. Tausend Gedanken gingen ihr durch den Kopf, was sie ihm alles sagen würde. Um Verzeihung würde sie ihn bitten. „Halphaid, mein Elf, gemeinsam werden wir die Last auf uns nehmen. Nur mit dir kann ich, will ich all das tun ...“

Myriel war gerade an dem Hang des Berges angelangt, auf dem der Turm stand, als die Kopfschmerzen ihr Löcher ins Hirn stachen.

„Du kannst da nicht hochgehen!“, schrie eine Stimme in ihr.

„Du musst ...“, eine andere.

„Haaaa - liiiiiii!“ , schrie ihre eigene Stimme.

Sie begriff nicht, was da vor sich ging. Sie verstand die Dinge nicht mehr, wollte sie nicht verstehen, selbst wenn eine Ahnung - niemals, nein. Myriel wehrte sich dagegen. Es durfte, es konnte nicht sein.

Sie flog gegen einen Sturm von Schmerzen an. Ihre Flügel? Sie lösten sich auf. Was geschieht mit mir. Sie war vollkommen fassungslos. Was war mit den Flügeln geschehen. Sie fiel zu Boden, kullerte den Berg hinunter, klammerte sich an eine Wurzel, zog sich hoch, lief den Berg hinauf. Die Schmerzen in ihrem Kopf waren unerträglich. Myriel sah auf ihre Hände. Sie flimmerten im diffusen Licht.

„Haaaaaaaaaaaaa - llllllll -iiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiii!“

Der Boden bot ihr keinen Widerstand mehr, als trete sie hindurch.

„Du löst dich auf, Prinzessin“, flüsterte eine ihr bekannte Stimme, „geh nicht weiter, sonst löst du dich auf. Hast du nicht ein Versprechen gegeben?“

„Neiiiiiiiiiiiiiiiiin“, schrie sie. Die schlimmste Erfahrung ihres jungen Lebens hatte Myriel erreicht. Das durfte, das konnte nicht geschehen. Sie musste auf diesen

Berg. Sie musste zu Halphaid. Was war mit ihm geschehen? Sie ertrug die Ungewissheit nicht.

„Benutze deinen Verstand, Prinzessin, benutze deinen Verstand!“

Myriel überlegte. Und gleichzeitig versuchte sie den Aufstieg. Es war sinnlos. Ihre Füße fanden keinen Halt, die Flügel waren zu nichts mehr nütze. Eine Elfe ohne Flügel. Hilfe! - sie war eine Elfe ohne Flügel.

„Halphaid!“

Sie würde ihn nicht aufgeben. Wenn sie das tat, dann gab sie sich selbst auf.

„Du hast ein Versprechen gegeben - auf dem Sterbebett!“, mahnte die Stimme in ihrem von Schmerz schreienden Hirn.

„Aber ich muss wissen, was mit ihm geschehen ist?“, schrie sie und versuchte auf allen vieren den Berg hinauf zu kommen.

„Myriel“, flüsterte plötzlich eine Stimme, die sie besser kannte als ihre eigene, „sieh nach oben. Was siehst du?“

Die Elfe blickte durch die Bäume in den Himmel. Weit oben hing eine einzige weiße Wolke in der Sternennacht und lächelte auf sie herab.

„Ja, so ist es“, fühlte sie die Bestätigung für etwas, das sie auf gar keinen Fall für möglich halten wollte, „Du hast eine Aufgabe, bitte beende sie, mir zuliebe. Frage nicht, ich kann es dir nicht erklären. Du musst es selbst herausfinden. Finde Lena-Viviane. Sie wird wissen, was zu tun ist. Und - glaube mir - wenn du nicht mehr weiter weißt, dann gehe in die Feenwelt. Ihr Rat wird unser Volk retten.“

„Haaaaaaaaaaaalll - phaaaaaaaaaaaaaaaa - iiiiiiiiiiiid!“, rief Myriel und sie dachte an diesen letzten gemeinsamen Sonnenuntergang.

Der letzte Hauch einer rötlich glühenden Welt war hinter den Bergen versunken. Stumm hatte sich Myriels Hand aus der seinen gelöst. Lautlos, beinahe schemenhaft war sie von der Plattform geglitten. Ein gebrochenes Herz, ein Tränenverwirrter Blick, das war alles, was ihr geblieben war.

Nur eine weiße Wolke schwebte am Himmel einer sternklaren Nacht und lächelte freundlich auf sie hernieder. Für einen Moment spürte sie die warme, vertraute Hand in der ihren, fühlte sie den Freund, der sie nie verlassen würde. Niemals in ihrem Leben. Im Geiste waren sie eins.

*

Der Mond war zurückgekehrt und hatte die Welt in all seiner Fülle beschienen. Etwas von der einstigen Kraft hatte er Myriel zurückgegeben. Die Füße kribbelten noch, während die Flügel wieder fähig waren, die Elfe zu tragen. Doch der Dorn in ihrem Herzen würde niemals Heilung zulassen. Myriel hatte ihren besten Freund, ihren Liebsten verloren und es gab keine Möglichkeit mehr ihm jemals zu sagen, was alles noch gesagt werden wollte.

Immer noch nagten Frost und Schmerz an ihren Kräften. Es fiel ihr unglaublich schwer, klare Gedanken zu fassen. Die Schamanin sollte sie finden, das hatte er gesagt. Sie musste sich auf den Weg zu Lena-Viviane machen. Aber konnte sie Albaron und die anderen hier im Stich lassen? Sie hatte eine Reise vor sich mit weitgehend unbekanntem Ziel. Da wo die Sonne aufging lag ein kleines Dorf. Sie musste einfach nur dem Sonnenaufgang entgegenfliegen. Es klang einfach. Versuchen würde sie es.

Als sie Albaron von ihrem Plan erzählte, erntete sie nicht gerade Freude und Erleichterung. Er selbst war in den letzten Tagen sehr gealtert. Auch wenn er kein großes Aufheben davon machte, die Schmerzen nagten an ihm wie an allen anderen.

„Wollen wir nicht erst einmal herausfinden, was es auf sich hat mit dem Sterben und den Schmerzen?“, gab er zu Bedenken. „Wir müssen schnell eine Lösung finden, sonst weiß ich nicht was mit unserem Volk passiert. Wir sollten Kundschafter ausschicken, herauszufinden, was wirklich geschehen ist. Hast du noch eine Idee?“

Myriel zögerte ihm zu erzählen, dass sie mit Halphaid Kontakt gehabt hatte. Er hatte ihr nicht erzählt, was ihm widerfahren war; dennoch war sie überzeugt, dass es etwas mit dem neuen Turm auf dem Berg zu tun haben musste. Schließlich hätte sie der Versuch, den Berg zu erklimmen beinahe das Leben gekostet. Je näher sie herangekommen war, desto stärker waren die Schmerzen, desto schwieriger waren die Bewegungen, desto eher hatten Flügel und Glieder ihren Dienst versagt. Sie hatte es beinahe so empfunden, als löste sich ihr Körper auf. Wie sich die Körper der Toten im Sonnenaufgang auflösen, um in eine neue Ära, eine neue Welt, ein neues Bewusstsein zu fließen.

„Du musst sie von dem Berg fernhalten!“, entschied sie. „Erzähl ihnen, was du willst. Dieser Berg ist der Grund für all das Elend. Oder der Turm, den die Menschen geschaffen haben. Wenn du Kundschafter ausschickst, dann sage ihnen, sie sollen auf ihre Schmerzen achten. Lasse sie nach einem Ort suchen, an dem die Schmerzen versiegen. Es wird gut sein, sich mit den Moorelfen zu verbinden. Schicke nach Davien.“

Albaron hatte nun doch fast wieder sein altes Lächeln auf den Lippen.

„Ich sehe, es war eine kluge Entscheidung, dir das Amt der Elvarin zu übertragen. Deine Gedanken sind den meinen weit voraus. Ich habe eine solche Situation nie in meinem Leben bestehen müssen. Damals der große Brand, das war eine schlimme Angelegenheit. Doch sie war klar und gerade heraus zu beurteilen. Ich meine, wir sahen das Feuer und die Auswirkungen direkt vor uns. Was sehen wir heute? Einen klirrend kalten Wintertag. Der Himmel ist blau. Die Sonne scheint auf uns hernieder, strahlt auf fröhlich glitzernde Eiskristalle herab. Die Welt sieht so sanft und friedlich aus. Hell und rein. Und doch leben wir mit einer tödlichen Gefahr, die wir nicht kennen, nicht einmal begreifen. Da soll sich noch einer auskennen.“

Myriel zuckte mit den Schultern. Sie kannte sich doch ebenso wenig aus wie Albaron. Die Welt war aus den Fugen geraten. Niemand konnte sagen, warum dies geschehen war oder wie es weitergehen sollte. Wenn sie tatsächlich das

Moor verlassen würden, was geschähe dann mit den Bäumen und Büschen. Die konnten doch nicht einfach weglaufen wie die Elfen, die sie pflegten. Die Sache gefiel ihr ganz und gar nicht.

„Wir werden einen Weg finden, das verspreche ich dir!“, erwiderte sie endlich.

„Sei vorsichtig mit Versprechungen, wenn du dich nicht auskennst. Aber sag mir, was wirst du tun?“

„Mein Entschluss steht fest. Der Grund für unser Elend steht auf dem Berg. Du kennst den Turm, den die Menschen gebaut haben. Etwas ist damit geschehen. Er hat eine Seele bekommen, eine Aura des Schreckens umgibt ihn. Die Menschen haben ihn gemacht, also müssen die Menschen informiert werden, welchen Schaden er anrichtet. Vielleicht haben sie ja selbst keine Ahnung davon. Ich werde die Schamanin suchen, die mit Hilfe der Feen Grendl aus dem Moorloch befreit hat. Sie muss es wissen und dann soll sie entscheiden, was weiter geschieht. Möglich, dass sie einen Zauber kennt, den Turm zu bezwingen, seine Aura zu bändigen, seine Seele zu beruhigen oder was auch immer. Sie muss es so schnell wie möglich erfahren.“

Albaron runzelte die Stirn. Es war ein gefährliches Unterfangen für eine Waldelfe, in die Welt der Menschen zu fliegen.

„Du hast mich gebeten, die Moorelfen mit einzubeziehen“, überlegte er und fand den Gedanken durchaus sinnvoll, „dann bitte ich auch dich, einen Moorelfen mit zu nehmen in die Menschenwelt. Wie wäre es mit diesem Laurentius. Er scheint mir ein erfahrener Elf zu sein?“

„Du hast wie immer recht. Ich werde ihn fragen!“, antwortete Myriel. Dann machte sie sich auf den Weg.

Laurentius und einige andere Moorelfen hielten ebenfalls gerade eine Versammlung ab, einen Rat, der beschließen sollte, wie man weiter verfahren wollte. Auch sie hatten sich entschlossen, Späher auszuschicken. Die Vorstellung, mit den Waldelfen gemeinsam auf Suche nach Erkenntnis zu gehen, behagte nicht jedem. Die Völker lebten von jeher getrennt. Sie

verkehrten zwar miteinander und waren sicherlich freundlich gesinnt, das gab jedoch nicht Anlass, sich nach einer gemeinsamen neuen Heimat umzusehen. Andererseits war es ja erst einmal ein Unterschlupf für den Rest des Winters, höchstens solange, bis sie erkannt hatten, was geschehen war und in irgendeiner Weise Abhilfe schaffen konnten.

Myriel und Laurentius verabredeten sich für den kommenden Morgen, kurz vor Sonnenaufgang. Die ersten Sonnenstrahlen würden ihnen die Richtung weisen zum Hause der Schamanin.

„Bist du bereit?“, fragte Laurentius, als Myriel angeflogen kam. Die Sterne standen noch am Himmel. Durch den schillernden Glanz des Schnees war selbst die Nacht nicht wirklich dunkel. Sie warteten schweigend auf den ersten Sonnenstrahl. Hinter den Bergen im Osten wurde es hell.

„Komm, lass uns über die Kuppe schauen!“, entschied Laurentius. Das Abenteuer konnte beginnen. Sie überflogen langgezogene Wälder aus Tannen, Fichten und unterschiedlichen Laubbäumen. Der Schnee lag hoch und tauchte das Land in eine eigenwillig glitzernde Traumwelt. Es wirkte alles einigermaßen künstlich. Nur die vereinzelt unter ihnen auftauchenden kleinen Herden von Rehen und die Rotten der Wildschweine, die im Schnee nach etwas Essbarem wühlten, gaben der Szene etwas von seiner ursprünglichen Natürlichkeit zurück. Unter den beiden Elfen tauchte eine Straße auf. Dort hatte es offensichtlich nicht geschneit. Vereinzelt fuhren Fahrzeuge der Menschen darauf. Einige größere, die meisten aber sehr klein. So wirkten sie wenigstens aus der Höhe, in der sich Myriel und Laurentius befanden.

Die Sonne stand bereits im Zenit, als sie vor sich einen weiteren Turm entdeckten.

„Spürst du etwas?“, fragte Myriel unsicher. Sie wollte nicht noch einmal diesen Schmerz erleben.

„Wir sollten es nicht darauf ankommen lassen!“, entschied Laurentius, „lass uns einen Bogen um den Turm herum fliegen. Solange wir nicht wissen, was es damit auf sich hat.“

Das klang sehr im Sinne Myriels. Sie drehten nach Norden ab, wichen weiträumig aus, erfuhren auf diese Weise allerdings niemals ob dieser Turm eine ähnlich böse Aura besaß wie derjenige auf dem Berg am Moor.

Die beiden Elfen waren so weit nach Norden geraten, dass sie in ein vollkommen neues Tal kamen. Die Berge hier waren durchzogen mit mächtigen Felsen. Myriel hatte Zweifel, dass sie hier das Haus der Schamanin finden würden.

Unter ihnen waren erste Dörfer aufgetaucht. Doch es gab dort keine mit Binsen oder Reed gedeckten Dächer. Dank dem Schleier des Winters lagen sie alle unter einer dicken Schneedecke.

„Was sollen wir tun?“, fragte Laurentius, nachdem Myriel ihm erklärt hatte, wonach sie suchte.

„Wir müssen umkehren oder wenigstens weiter der Mittagssonne entgegenfliegen. Auf der anderen Seite dieser Bergkette muss es ein Dorf geben. Das erste Dorf hinter dem großen Turm. Lass uns dort nachsehen!“, überlegte sie.

Und tatsächlich. Als sie wieder nach Süden flogen, sahen sie rechter Hand wieder den Turm, dunkel und mächtig aus dem Wald ragen, linker Hand, etwas eine Sonnenstunde entfernt die ersten verschneiten Dächer eines Dorfes.

„Dort müssen wir hin!“, rief Myriel, die höher flog, um das Land besser überblicken zu können. „Das muss es sein!“

Bald hatten sie das Dorf erreicht und suchten nun nach den Spuren eines Grasbedeckten Daches. Haus für Haus sahen sie sich an, flogen teils dicht bis an die Fensterscheiben heran, um zu sehen, ob sie die Schamanin irgendwo entdeckten.

Die Häuser waren gerade von innen vollkommen unterschiedlich gestaltet. In einigen entdeckten sie abgeschnittene Tannen und Fichten, behängt mit allerlei seltsamen Dingen. Unter einigen lagen weitere bunte Sachen, die bisweilen im Kleinen dem ähnelten, was die Menschen auch im Großen besaßen wie etwa Häuser und Fahrzeuge, aber auch Figuren, die den Menschen selbst ähnelten. Sogar eine kleine Elfe entdeckten sie, mit sonderbaren Ohren und doppelten Flügeln. Myriel prustete los.

„Stellen sie sich so eine Elfe vor?“, lachte sie, „das darf ja wohl nicht wahr sein. Vielleicht sollten wir“

„Nein, das sollten wir nicht!“, unterbrach sie Laurentius, der kein Interesse verspürte auf irgendwelche Verwicklungen.

„Sollten wir nicht - natürlich nicht!“, wiederholte Myriel ernst.

Sie suchten weiter nach dem Haus der Schamanin. Dabei umflogen sie auch den Turm einer Kirche, der jedoch vollkommen anders aussah, als die Waldtürme und auch keine Gefahr darstellte. Im Gegenteil, aus ihm heraus schallte mit einem Mal ein wunderschöner Klang, wie ihn die Elfen noch nie gehört hatten. Nachdem er verstummt war, kamen Menschen aus dem Gebäude, das unmittelbar an den Turm gebaut war. Es waren viele große Menschen, aber auch eine große Schar Kinder, die mit Jacken und Schals dick eingepackt im Schnee herumsprangen, sich runde Kugeln aus Schnee machten und gegenseitig damit bewarfen.

„Sie sind schon eigenartig, diese Menschen“, dachte Myriel. Sie vollführten wirklich seltsame Rituale. Andererseits schienen sie dabei ausgelassen und lustig zu sein. Einige wenigstens. Manche gingen gebeugt und waren ganz in Schwarz gekleidet. Vielleicht um im weißen Schnee nicht verloren zu gehen, überlegte Laurentius.

Ohne sich selbst darüber im Klaren zu sein, verfolgten die beiden Elfen die Menschen mit den Kindern bis zu einem Haus, an dem die Kinder stehen

blieben, wiederum Kugeln aus Schnee formten und diese gegen die Fensterscheiben warfen.

„Hexe!“, riefen sie und lachten.

Den großen Menschen war das offensichtlich nicht angenehm. Sie hielten die Kinder an den Armen fest und zerrten sie weiter. Offenbar mochten sie dieses Haus oder dessen Bewohner überhaupt nicht. Für die beiden Elfen ein Grund mehr, es sich einmal näher anzusehen.

Schon von außen unterschied es sich deutlich von den übrigen Häusern im Dorf. Es stand etwas zurückgesetzt, hatte aber keinen Zaun und auch keine Hecke als Umrahmung. Im Garten standen zwei alte tiefverschneite Apfelbäume, an denen Schmalzkugeln hingen mit Körnern darin. Eine ganze Schar hungriger Vögel bediente sich daran. Die Wände vor dem Haus waren bis unter das Dach mit Holz zugestapelt. Nur zwei Fenster und die Haustür waren frei davon. Neben dem Haus stand ein alter Schuppen mit Heu und Stroh. Dort tummelten sich viele kleine Tiere wie etwa Mäuse und Igel. Im Giebel hingen getrocknete Kräuter, deren Duft die Elfen an den Herbst erinnerte.

Sie sahen sich im Schuppen genauer um. Allerlei Gerät hing an den Wänden, wie sie es aus Erzählungen aus früheren Zeiten kannten. Die Menschen waren schon immer recht erfinderisch gewesen. So hatten sie früher die Felder mit Pferden beackert und mit eben solchen Dingen, wie sie in dieser Scheune hingen. Doch die Spinnenweben verrieten, dass vieles davon seit langer Zeit nicht mehr genutzt wurde.

Während sie noch in der Scheune herumstöberten, hatte sich die Haustür geöffnet. Eine alte Frau kam heraus. Sie stapelte etwas Holz in einen Weidenkorb, dann kam sie in die Scheune, um etwas Flüssigkeit in eine Schale zu gießen. Auch warf sie ein paar Körner und Apfelstückchen ins Stroh. Ohne Scheu kamen der Igel und ein paar Mäuse heraus, an den Köstlichkeiten zu naschen, die ihnen die Alte gebracht hatte.

„Aah, wir haben Besuch!“, flüsterte sie vor sich hin und sah verstohlen auf die beiden Elfen. Dann huckte sie den Weidenkorb auf den krummen Rücken und ging zurück ins Haus.

Für einen Moment hatte Myriel und Laurentius der Atem gestockt. Sie fühlten sich ertappt, gaben aber keinen Laut von sich. Dennoch folgten sie der Alten in sicherem Abstand und schlüpfen geschickt an ihren Beinen vorbei, durch die Tür.

Innen war es gemütlich warm. Sie folgten der alten Frau in einen Raum, aus dem es gut und eigentümlich roch. Dort glänzten Kessel, unzählige Kräuter hingen von der Decke an Schnüren. In einem Ofen, der dem Fenster gegenüber stand, loderte das Feuer. Die Frau öffnete eine Klappe und warf einige Scheite Holz hinein, dann schürte mit einem Eisen das Feuer und schloss die Klappe wieder. Die Elfen atmeten auf. Feuer war ihnen ganz und gar nicht geheuer. Den Weidenkorb leerte sie, indem sie das Holz in eine Mulde neben dem Ofen legte. Dann stellte sie ihn neben eine Treppe, die in dem Gebäude nach oben führte.

„Viviane!“, rief sie nach oben, ich denke du hast Besuch. Vielleicht solltest du einmal herunterkommen!“

„Gleich Mutter, ich komme gleich. Biete doch unserem Gast schon einmal etwas an. Ich muss die Spindel nur noch fertig machen. Ich komme gleich!“

„So!“, murmelte die Alte, „biete unserm Gast doch schon einmal etwas an. Und was soll ich machen, wenn es sich bei dem Gast um zwei nette Elfen handelt, die nicht wissen, dass ich sie längst gesehen habe?“

Myriel schluckte: „Um zwei nette Elfen?“

Laurentius schüttelte mit dem Kopf. Vielleicht wusste die Alte ja nicht, wovon sie sprach oder sie phantasierte. Nur weil sie von ihnen sprach, hieß das noch lange nicht, dass sie die zwei tatsächlich entdeckt hatte. Er kannte Menschen, die einfach so taten, als könnten sie Elfen sehen, weil es ihnen jemand erzählt oder sie in einem Buch darüber gelesen hatten.

„Elfen dürfen sich nur zu erkennen geben, wenn ihr Gegenüber genau Bescheid weiß!“, so lautete das Gesetz. Laurentius hatte es selbst schon einmal aus Unwissenheit gebrochen und damit ein rechtes Chaos ausgelöst. Das würde er kein zweites Mal riskieren.

„Aber sie hat nach Viviane gerufen!“, flüsterte Myriel, „Viviane ist bestimmt die Schamanin, Lena-Viviane! Glaubst du nicht, das wir ihr vertrauen können?“ Laurentius zuckte mit den Schultern. Wenn die alte Frau sie tatsächlich sah, dann würde sie gleich auf sie zukommen und weiter mit ihnen reden. Und wenn diese Viviane wirklich die Schamanin war, dann würden sie dies erfahren, sobald sie die Treppe herunterkam. Also worüber sollten sie sich Gedanken machen.

Die alte Frau entzündete eine Kerze und stellte diese auf einen Tisch, der in der Mitte des Raumes stand. Dann holte sie eine kleine silberne Dose hervor, öffnete sie, schüttete sich ein wenig Pulver daraus auf die Hand und verteilte dies sorgsam über die Flamme der Kerze. Sogleich veränderte die Kerze ihre Farbe, wurde kurz blau, dann grün, dann wieder so wie sie ursprünglich war. Ein wundervoller Frühlingsduft breitete sich im Raum aus. Tief zogen die beiden Elfen diesen Geruch ein. Er löste den Alldruck der letzten Zeit und schuf die Erinnerung an Blütenstaub.

„Gefällt es euch?“

Die alte Frau lächelte geheimnisvoll. Sie hatte nicht im Sinn, die Elfen herauszufordern. Vielmehr genoss sie den Anblick der kleinen Wesen, schwieg ihn in sich hinein.

„Vor langer Zeit habe ich eine Freundin im Elfenreich gehabt!“, begann sie plötzlich Gedankenversunken vor sich hin zu reden. „Sie hieß Lavra und war eine Elfe, so alt, wie viele Generationen meiner Mütter und Väter zusammen waren. Damals beneidete ich sie um ihr Alter. Sie war weise und freundlich. Oft habe ich mit ihr lange Gespräche geführt über die Dinge in der Elfenwelt. Sie hat mir Geschichten erzählt, mich gelehrt die Elfen zu verstehen. Dafür habe ich

ihr von den Menschen berichtet. Wir erkannten, dass unsere Völker so sehr unterschiedlich sind, dass man es kaum beschreiben kann. Die gute Lavra, wie es ihr wohl ergangen ist? Ob sie immer noch Bäume öffnet, um deren Aura zu reinigen, sie von dem Grusel der Dunkelheit zu befreien?“

Myriel schluckte. Eine schwere Träne rann über ihre Wange. Sie würde es nicht fertig bringen, der alten Frau von den Ereignissen zu berichten, die zu Lavras Tod geführt hatten. Bedrückt sah sie Laurentius an, der nun auch zögerte, sich zu erkennen zu geben.

„Ihr könnt es ruhig glauben. Sie sieht euch ebenso wie ich!“

Lachend kam Lena-Viviane herein. Niemand hatte sie die Treppe herunterkommen gehört.

„Wie geht es unseren Freunden. Es ist schön, dass ihr vorbeischaut.“

Myriel freute sich, die Schamanin zu sehen. Also hatte ihre Reise am Ende doch zum Erfolg geführt. Damit hatte sie nicht unbedingt gerechnet.

„Das ist Laurentius!“, räusperte sie sich.

„Herzlich willkommen, Laurentius! Und du bist sicher Myriel. Viviane hat mir von dir erzählt. Du musst sehr mutig sein, nach allem, was ich über dich gehört habe.“

Myriel zuckte mit den Schultern. Mutig? Sie hatte getan, was sie tun konnte. Aber ob das etwas mit Mut zu tun hatte, mochten andere entscheiden.

„Seit Generationen pflegen wir Kontakte zu Elfen, müsst ihr wissen. Hat meine Mutter euch von ihrer Jugend erzählt. Sie schwärmt noch heute davon und redet von nichts anderem.“

Myriel sah die alte Frau sehr ernst an: „Es tut mir sehr Leid!“, schluckte sie, „Ihre Freundin Lavra ist nicht mehr unter uns!“

„Nicht?“, fragte die alte Frau überrascht, „was ist mit ihr geschehen?“

„Eben deshalb sind wir hier“, mischte sich Laurentius ein. „Lena-Viviane, ich fürchte, du musst uns helfen!“

Die Elfen setzten sich auf den Tisch in sicheren Abstand zu der Kerze, vor der sie mächtigen Respekt hatten und begannen von den Ereignissen der letzten Tage zu berichten.

„... und dann haben wir uns entschlossen, dich aufzusuchen!“, endete Myriel.

Ein erdrückendes Schweigen hing im Raum. Lena-Viviane sah ihre Mutter an, die wiederum sah auf die Elfen. Die Dinge schienen nicht sehr gut zu stehen. Was all das mit dem Turm zu tun haben sollte, darauf konnten sich die beiden Frauen keinen Reim machen. Solche Türme gab es im ganzen Land. Sie wurden aufgestellt, um Radio und Fernsehen zu empfangen, um Telefonstrecken zu stabilisieren. Von dort wurden Satelliten angefunkt und Signale empfangen, die an die unterschiedlichsten Abnehmer weitergereicht wurden.

Es waren Stimmen laut geworden, die vor der Strahlung solcher Funksignale warnten. Man sprach von Krebsgefahr, wies Emissionen nach und dementierte eifrig. Dass es ein Risiko für den Menschen darstellte, davon war die Schamanin überzeugt, aber dass jetzt auch andere Völker betroffen sein sollten, das war schlimm.

„Ich weiß nicht, ob ich euch helfen kann!“, überlegte sie schließlich.

„Du musst es tun!“, ermahnte die Alte sie, „ich habe schon immer gesagt, dass es ein gefährliches Spiel ist, das die Menschen da treiben mit diesen Giften überall auf der Welt. Und nun ernten wir, was andere gesät haben!“

„Mutter, wem hilft es, wenn du wütend bist? Es regt dich nur unnötig auf.“

„Du musst mit ihnen gehen und sehen, was du für sie tun kannst - bitte!“

Ihre Mutter sah Lena-Viviane traurig, fast verzweifelt an. Sie stellte sich eine Welt ohne Elfen vor. Es machte ihr Angst. Das durfte nicht geschehen. Es reichte, weiß Gott, wenn die Menschen ihre eigene Zivilisation in Gefahr brachten. Nicht auch noch die der anderen Völker. Nun zerstörten sie also schon Dinge, von denen sie nicht einmal wussten, dass sie überhaupt neben ihnen existierten.

„Du hast recht! Ich werde gehen und sehen, was ich tun kann. Wie ist es mit dir? Kommst du ein paar Tage ohne mich klar? Der Schnee liegt hoch. Es ist rutschig draußen. Meinst du, du schaffst das?“

Lena-Viviane war besorgt um ihre Mutter. Sie war mit dreiundneunzig Jahren nicht mehr so gut auf den Beinen.

„Das wäre das erste Mal, dass ich nicht alleine zurecht komme. Ich glaube wohl. Du sollest mir schon ein bisschen mehr zutrauen. Schließlich gehöre ich noch nicht zum alten Eisen!“

Sie sagte dies mit gespielter Sicherheit, um ihre Tochter nicht zu beunruhigen. Natürlich war sie alt und hatte Probleme, gewisse Dinge zu erledigen. Aber das durfte nicht der Grund sein, wichtigen Angelegenheiten aus dem Wege zu gehen. Wie lange sollte Lena-Viviane dann warten? Bis sie selbst alt war? Ein paar Tage würde es schon gehen. Den Ofen befeuerte die Alte immer noch selbst, Küche und Keller waren voll von einer üppigen Ernte aus dem Herbst. Und mit der Einsamkeit hatte sich die Alte schon vor langer Zeit angefreundet, seit sie nicht mehr fähig war, alleine in die Wälder zu gehen und sich dort mit Elfen und Waldgeistern zu treffen. Also, was sollte schief gehen?

„Dann schlage ich vor, dass wir morgen früh aufbrechen. Ich werde wohl ein paar Sachen zusammenpacken müssen. Was haltet ihr davon, meiner Mutter noch mehr vom Elfenreich zu erzählen. Laurentius, wenn ich mich nicht irre, hat sie immer nur mit Waldelfen gesprochen. Moorelfen dürften ihr vollkommen fremd sein. Wie ist es? Magst du ihr etwas über euer Volk berichten?“

Laurentius kam der Bitte natürlich gerne nach. Bis spät in der Nacht erzählte er Geschichten über das Moor und seine Bewohner, über Birken und Weißdorn, über Gräser und Farne, über Libellen und Sumpfbiber. Blumen gab es in allen erdenklichen Formen und Farben und Kräuter und auch Schmetterlinge und Insekten aller Art.

Die alte Frau wurde nicht müde davon zu hören. Laurentius musste alles genau beschreiben. Beinahe jeder Strauch hatte seine eigene wundervolle Geschichte.

Der Elf erzählte sie alle. Seine Augen leuchteten und sein Herz öffnete sich, als er von all diesen wunderbaren Dingen berichtete und mit einem Mal wusste er, dass er niemals dort weggehen würde, egal was auch geschah.

Lena-Viviane hatte einiges zusammengepackt. Als sie zurückkam, war es längst dunkel. Im Ofen kackte das Feuer. Ein paar Kerzen spendeten ein karges Dämmerlicht. Über die prächtigen Erzählungen des Elfen war die alte Frau eingeschlafen. Sie hatte die Beschreibungen und Geschichten wahrhaft in sich aufgesogen. Und nun schlummerte sie fest im Lehnstuhl neben dem Ofen.

„Ich denke, du hast ihr eine große Freude gemacht!“, flüsterte Lena-Viviane. Sie holte eine Decke und legte sie ihrer Mutter sanft über die Beine.

„Sie schläft am liebsten in ihrem Lehnstuhl. Das macht sie seit zwanzig Jahren und sie wird es sicher nicht mehr ändern. Aber dank deiner Geschichten, hat sie jetzt wieder etwas zu träumen. Wenn sie auch sonst nicht mehr viel aus dem Hause kommt, in ihrem Träumen ist sie noch sehr viel unterwegs. Selbst ich staune manchmal, in welch unbekanntem Winkeln sie herumzieht und noch immer Abenteuer mit heim bringt. Da ist und bleibt sie die junge Schamanin, in allen Welten zu Hause, bei allen Völkern gerne gesehen.“

Auch Myriel und Laurentius waren mittlerweile sehr müde. Sie legten sich in den Weidenkorb an der Treppe und waren bald eingeschlafen.

Noch vor dem Morgengrauen weckte Lena- Viviane die beiden Elfen.

„Seid ihr soweit, ich würde gerne bald losfahren!“

Sie holte ihren Wagen aus der Garage und lud die zwei ein, auf dem Sitz neben ihr Platz zu nehmen. Myriel hatte damit keine Probleme. Sie war schon häufig in dem Ort in der Nähe des Moores gewesen und kannte diese Fahrzeuge. Laurentius hingegen war eher scheu und skeptisch.

„Komm schon!“, ermunterte ihn Myriel, „es ist in Ordnung, wirklich!“

Die Mutter der Schamanin stand in der Tür und winkte. Niemand hatte sie geweckt. Aber beim Abschied wollte sie schon dabei sein.

Die Fahrt dauerte nicht sehr lange. Gerade als die Sonne über die Berge kam, lenkte Lena-Viviane ihren Wagen auf den Besucher-Parkplatz am Moor. Er war nur teilweise vom Schnee geräumt, so dass sie entschied, den Wagen am Eingang abzustellen.

Dann nahm sie einen Rucksack mit ihren Sachen aus dem Kofferraum und kämpfte sich durch den Schnee bis zum Holzbohlenweg.

Laurentius war zum Baum seiner Sippe geflogen, um zu hören, wie sich die Dinge entwickelt hatten. Doch er fand keinen einzigen Moorelfen vor. Vermutlich hatten sie einen Ort gefunden, an dem sie den Gefahren des Schmerzes weniger ausgesetzt waren. Auch die nahe gelegene Moor-Insel war entvölkert.

„Es wird keinen Sinn machen, wenn du weitergehst!“, rief er der Schamanin entgegen. „Unsere Völker haben das Moor längst verlassen. Durch das verschneite Moor bis zum Turm laufen, wäre viel zu gefährlich. Du solltest versuchen, den Weg von der anderen Seite des Berges zu nehmen oder die Straße, die von den Menschen bis zum Turm hinauf gebaut wurde.“

„Wie geht es dir, Laurentius?“, fragte Myriel, die längst wieder von rasenden Kopfschmerzen geplagt wurde.

„Wahrscheinlich geht es mir so wie dir. Die Schmerzen sind schlimm. Ich werde froh sein, wenn das alles hier vorbei ist.“

„Ich auch!“, flüsterte Myriel. „Wo sind sie hingeflogen? Was glaubst du?“

Laurentius sah sich um. Er kannte die Aura des Turmes nicht. Aber er konnte sich vorstellen, dass sie nicht bis hinter die Berge im Osten reichte.

„Erinnerst du dich, als wir losflogen, um Lena-Viviane zu suchen? Da sind wir in die Richtung der aufgehenden Sonne geflogen. Und die Schmerzen ließen nach, je weiter wir hinter den nächsten Bergrücken kamen. Dort stehen auch einige mächtige Buchen und Eichen, soviel ich weiß, vielleicht sind sie dort hin geflohen.“

Das klang recht plausibel. In dieser Richtung würden sie zuerst nach ihnen suchen.

„Was hast du vor?“, fragte Laurentius, an die Schamanin gewandt.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht sollte ich erst einmal ausprobieren, mit dem Auto so dicht wie möglich an den Turm heranzufahren. Dann sehen wir weiter. Für euch gibt es im Moment keine Möglichkeit mir zu helfen. Ich bitte euch nur, mir am Abend Bescheid zu geben, wo ich euch und eure Familien finden kann. Werdet ihr bis zum Sonnenuntergang wissen, wo sie sind?“

„Ich denke schon!“, gab Laurentius zurück, „ich habe bereits eine Idee. Wenigstens wüsste ich, wohin ich gehen würde, wenn ich die Völker führen müsste. Dann treffen wir uns beim Untergang der Sonne genau hier wieder.“

Sie wünschten sich gegenseitig Glück. Davon konnten sie mehr gebrauchen, als sie ahnten.

Die Schamanin klopfte den Schnee von ihren Schuhen und stieg wieder in ihr Auto. Myriel und Laurentius flogen über den Kamm eines Berges Richtung Osten. Sie brauchten nicht lange, um auf den ersten Späher zu stoßen, der sie gleich zu Albaron und Davien brachte, die gemeinsam einen Plan überlegten, wie sie sich fürs erste einrichten wollten.

Die Begrüßung war um so herzlicher, als dass die Anführer nicht mit einer so schnellen Rückkehr gerechnet hatten. Natürlich mussten Myriel und Laurentius erzählen, wie es ihnen ergangen war, wo sie die Schamanin gefunden hatten und was diese jetzt unternehmen würde.

Darauf hin erklärte Albaron, dass man sich für diesen Ort entschieden habe, eben aus den Gründen, die Laurentius selbst auch überlegt hatte. Viele Möglichkeiten hatte es ohnehin nicht gegeben. Hier waren einfach die Bäume größer und - was ausschlaggebend war für die Entscheidung - es gab nur ein sehr kleines Elfenvolk auf dieser Seite des Berges, das sich zur Zeit zwar im Tiefschlaf befand, aber sicher nicht gestört fühlen würde, wenn es von der Situation erführe. Für die Waldelfen würde es auch hier genug zu tun geben. Bei

den Moorelfen sah die Angelegenheit etwas komplizierter aus. Aber schließlich und endlich wollte niemand über den Winter hinaus planen. Wichtig war erst einmal ein Unterschlupf. Im Frühjahr wäre die Gefahr hoffentlich gebannt und man konnte ins Moor zurückkehren.

Die vordringlich zu klärende Frage war nun, ob sie versuchen sollten, den unterbrochenen Winterschlummer fortzusetzen. Im Lager der Moorelfen war man mehrheitlich dafür. Es gab nichts, was in dieser Jahreszeit getan werden konnte. Im übrigen war es doch ungastlich kalt. Wozu frieren, wenn die Temperatur im Schlaf viel besser zu ertragen sei?

Und da war natürlich auch noch die Sache mit den Träumen. Kaum jemand hatte bereits intensiv geträumt. Es gab nichts zu berichten. Das war für ein Moorelfenvolk eine schlimme Situation, die man sich eigentlich gar nicht vorstellen konnte und wollte. Im Grunde war es klar, sie würden sich auf den ausgesuchten Baum zurückziehen und ihren Winterschlaf fortsetzen. Bis zum Vollmond wollten sie noch warten und, wenn es sinnvoll war, die Schamanin bei ihrer Arbeit unterstützen. Danach würden sie durchschlafen bis die ersten Frühlingsblumen die Nasen aus dem Moor reckten.

Für die Waldelfen war immer noch die Trauerzeit von einem vollen Mond einzuhalten. Immerhin war mit Lavra ein Elvar gestorben. Da gab es feste Regeln. Vom kommenden Vollmond bis zu dem darauf folgenden würden sie in jeder Nacht um ihren Baum herum sitzen und Geschichten über Lavra erzählen. Nur so kam ihr die Achtung zu, die sie sich im Laufe ihres über sechshundertjährigen Lebens erworben hatte. Man kann sich vorstellen, wie viele Geschichten in solch einer langen Zeit zusammenkommen.

Albaron hatte den Vorsitz. In den ersten sieben Nächten würde nur er erzählen. Danach durfte jeder, der von guten Ereignissen zu berichten hatte, den Lobgesang, wie sie es nannten anführen. In den letzten drei Nächten bis zum Vollmond, wurde nicht mehr geredet. Albaron würde einen Gesang beginnen, den nur die Elvaren lernten. Im Laufe der drei Tage und drei Nächte, würden

alle Angehörigen des Volkes eine Melodie hinzufügen. Es war wie das gemeinsame Knüpfen einer Totendecke, ein unendlicher Kanon. Wer solchen Gesang einmal gehört hat, versteht die Gesetze der Erde, begreift, dass „Oben gleich Unten“ ist, atmet die Seele des Universums. Tatsächlich haben die wenigen Menschen, die jemals dieses letzte aller Lieder hörten, nie wieder ein Wort gesprochen. Der Gedanke den Klang je wieder aus den Ohren zu verlieren hatte sie zu Eremiten gemacht.

Bis zum Vollmond hatten sie noch etwas Zeit. Sie richteten sich auf einer gewaltigen Buche ein. Selbstverständlich hatten sie den Baum vorher um Erlaubnis gefragt. Und es war ihm wahrlich eine Ehre, persönlich die Elfensippe beherbergen zu dürfen.

Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, Zeit für Myriel und Laurentius die Schamanin abzuholen. Lange mussten sie nicht warten, als sie auch schon mit ihrem Wagen auf den Besucher-Parkplatz gefahren kam.

„Und?“, bestürmte sie Myriel, „konntest du etwas herausfinden?“

Laurentius zog Myriel zurück. „Sie hatte eine schwere Aufgabe zu bewältigen, du musst ihr ein wenig Ruhe gönnen.“

„Ist schon gut!“, entgegnete Lena-Viviane.

Mit betrübter Miene schloss sie den Kofferraum auf.

„Es tut mir wirklich sehr Leid!“

Mit diesen Worten übergab sie Myriel den Leib ihres Freundes Halphaid.

„Er lag unter dem Turm im Schnee. Ich habe eine Weile gebraucht, um ihn zu finden.“

Myriel schluchzte. Sie drückte den kalten toten Elfenkörper fest an sich. Sie selbst würde das Ritual für ihn halten. Schweigend flog sie zum neuen Elfenbaum zurück, wo sie seinen Körper im Wipfel hoch über dem Wald aufbahrte.

„Was ist geschehen?“, murmelte Laurentius. Er ahnte, dass er die wirkliche Antwort gar nicht hören wollte.

„Es ist, wie Myriel vermutet hat. Der Turm ist genau am ersten Januar eingeschaltet worden.“

„Was bedeutet das - eingeschaltet?“

„Die Menschen haben seine Aura aktiviert, seine Ausstrahlung. Es war genau in der Nacht, die euch so sehr zu schaffen gemacht hat.“

„Und - werden sie ihn wieder abschalten, jetzt wo sie wissen, wie gefährlich er ist?“

Die Schamanin schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte, das werden sie nicht tun. Sie wissen doch nicht einmal von euch. Sie haben keine Ahnung, von dem Schaden, den sie schon jetzt angerichtet haben und noch anrichten werden.“

„Und wenn wir es ihnen sagen?“

„Was willst du ihnen denn sagen? Hallo, ich bin Laurentius, ein Elf. Ihr quält mein Volk. Bitte nehmt dem Turm seine Seele?“

„Glaube mir, sie würden dich für eine Phantasie halten und selbst wenn sie deine Existenz nicht anzweifelten, würden sie den Turm nicht ausschalten. Sie opfern sogar welche aus ihrem eigenen Volk für den Gewinn, den sie sich von dem Turm erhoffen.“

„Das kann ich dir nicht glauben, Lena-Viviane. Sie sind dein eigenes Volk. Weißt du, was du da behauptest? Kein Volk im Universum würde seine eigenen Wesen opfern um größer oder reicher zu werden. Das macht doch gar keinen Sinn!“

„Du irrst dich, lieber Laurentius. Die Menschen tun das. Sie führen Kriege von einer Familie zur anderen. Jeder sieht nur seinen eigenen Vorteil und Gewinn an einer Sache. Dafür wird sogar getötet!“

„Dann bin ich froh, dass ich kein Mensch bin.“, überlegte der Elf. Er war kreidebleich. In diesem Moment begriff er, warum die Elfen und viele andere Völker den Kontakt zu den Menschen schon vor vielen Zeitaltern abgebrochen hatten.

„Das bedeutet, wir werden niemals wieder ins Moor zurückkehren können?“

„Ja, das bedeutet es wohl.“

Sie dachte an den letzten Abend, mit welcher Begeisterung Laurentius ihrer Mutter all die schönen Dinge im Moor geschildert hatte, mit welcher Sehnsucht. Nur unter größten Opfern konnten Elfen dorthin zurückkehren. Doch sie würden es niemals lange dort aushalten.

„Sie werden weitere Türme bauen, nicht wahr?“

Die Schamanin nickte und sie schämte sich abgrundtief ein Mensch zu sein.

„Du weißt, was es für die Natur bedeutet?“, flüsterte Laurentius mit einem Klos in der Kehle.

„Ich weiß es, lieber Elf. Sie nehmen der Natur damit etwas sehr, sehr wichtiges. Sie werden sehr bald feststellen, dass die Farben der Blumen nicht mehr so prächtig sind, dass die Bäume ihre Äste hängen lassen und nicht mehr so lange wachsen wie sie es einst taten. Aber die Menschen gewöhnen sich schnell. Schon in wenigen Jahren werden sie die Farben vergessen haben und glauben, dass ein blasses Gelb eine wundervolle Farbe sei etwa für eine Sonnenblume und eine dunkles Grau den Kirschen gleichwohl auch den Hagebutten gut steht. Das werden sie glauben. Es tut mir Leid!“

Der sterbende Wald

Drei Jahre waren nun schon vergangen, seit den furchtbaren Ereignissen im Moor. Unter der Führung Daviens hatten die Moorelfen das Land längst verlassen. Sie hatten sich in ein weit entferntes Sumpfgebiet zurückgezogen, das fernab lag von jeder menschlichen Zivilisation. Nur eine Handvoll Moorelfen, unter ihnen Laurentius waren geblieben. Sie konnten den Gedanken nicht ertragen, dass ihr geliebtes Moor, das über Jahrhunderte ihre Heimat dargestellt hatte, nun zu Grunde gehen sollte. Aber ihre Fähigkeiten zu helfen, konnten sie wirklich nur in sehr geringem Maße in Randgebieten einsetzen.

Die Waldelfen hatten sich mit der Situation etwas besser abgefunden. Jener Buche, die sie im ersten Winter besiedelt hatten, blieben sie treu. Nach gerade zwei Jahren war aus ihr der kräftigste und höchste Baum des Waldes geworden. Sie strotzte vor Kraft und Lebenswille. Ihr Wipfel überragte alles in der Umgebung, selbst den schrecklichen Turm. Und doch reichte seine Aura nicht aus, auf diese Entfernung Schaden anzurichten.

Die Schamanin hatte einen regelrechten Feldzug in der Menschenwelt begonnen. Sie ließ keine Gelegenheit aus, um zu beweisen, wie gefährlich und schädlich diese Türme seien. Doch selbst die Warnung, menschliche Kinder könnten Missbildungen und Krebskrankheiten erleiden brachten ihr nur Gelächter ein. Statt auf sie zu hören, stellten verschiedene Unternehmen sogar hochstrahlungsaktive Antennen in Wohngebieten auf. Die zuständigen Behörden verboten kurzer Hand Messungen und behaupteten, dass alles vollkommen unschädlich für die Bevölkerung sei. Doch im tiefsten Innern bestanden selbst die Behörden aus Menschen, die an ihren eigenen Lügen am Ende ersticken würden. Doch manchmal geschieht in der Natur etwas Eigenartiges, womit niemand rechnet.

Mit Sorge hatten die Waldhüter Veränderungen im Moor beobachtet. Anfangs war es wohl nur so ein Eindruck gewesen. Alles schien etwas blasser

auszuschauen. Die Bäume ließen trotz eines regenreichen Sommers die Äste hängen. Es gibt sogar Leute, die behaupten, dass die Libellen in diesem Jahr etwas langsamer flogen als in den Jahren davor.

Das Moor hatte seinen Reiz verloren. Wo noch vor wenigen Jahren ganze Schulklassen begeistert eine faszinierende Flora und Fauna erlebt hatten, war es still geworden. Niemand hatte mehr ein Interesse an dieser einzigartigen Landschaft. Selbst das Schullandheim gleich um die Ecke schloss seine Pforten. Der Bürgermeister der kleinen Gemeinde war verzweifelt. Der Zeltplatz verwaiste, Läden und Restaurants wurden geschlossen. Selbst der kleine Andenkenladen mit den Schmetterlingskarten, künstlichen Fuchsschwänzen und Vogelfedern konnte sich nicht mehr halten.

Als die Waldhüter etwas Geld für die Restaurierung des Holzbohlenweges haben wollten, lachte man sie aus. Keinen Cent wollte man mehr in dieses Gelände investieren. Doch die Waldhüter gaben nicht auf. Allen voran ein junger Kerl, namens Florenz Wolf, zogen sie vor die Gemeindeversammlung. Unzählige Arbeitsplätze waren verloren gegangen. Die halbe Gemeinde war verarmt. Wer noch jung genug war, musste sich einen Arbeitsplatz in der Stadt suchen. Endlich war die Zeit gekommen, richtig auf den Tisch zu hauen.

Die Versammlung war schon in vollem Gange, als plötzlich die Tür des Sitzungssaales aufsprang und die Waldhüter hereinkamen, gefolgt von weiteren Betroffenen.

„Herr Bürgermeister, meine Damen und Herren!“, begann Florenz Wolf, „in den letzten Jahren haben wir mehrere Eingaben gemacht, die offensichtlich alle im Papierkorb gelandet sind.“

Der Bürgermeister sprang empört auf: „Wenn sie etwas zu sagen haben, dann melden sie sich ordnungsgemäß an. Nun verlassen sie bitte die Sitzung, sonst werde ich die Ordnungskräfte rufen.“

Die Ordnungskräfte in Form des Dorfpolizisten waren bereits anwesend und ganz sicher nicht gewillt, sich selber vor die Tür zu setzen; denn der Dorfpolizist

war der Schwager des Zeltplatz-Eigentümers. Und der war schließlich von der Pleite ebenso betroffen, wie die Waldhüter und die Geschäftsleute.

„Herr Bürgermeister!“, setzte Florenz Wolf ein zweites Mal an, „wer ist verantwortlich für den Bau des Turmes oben im Wald?“

„Des Turmes? Was ist mit dem Turm? Sie wollen doch nicht allen Ernstes behaupten, dass die Betreiber dieses Senders für den Notstand in unserer Region verantwortlich sind. Seit langem sind wir eine strukturschwache Region. Das wissen sie so gut wie jeder hier. Also machen sie sich nicht lächerlich.“

Florenz Wolf verschränkte die Arme.

„Erfahren wir den Namen des Betreibers von ihnen oder müssen wir erst eine höhere Instanz dafür in Bewegung setzen?“

„Es tut mir Leid!“, protestierte der Bürgermeister, „die Unterlagen sind nicht frei zugänglich. Ich kann ihnen nicht sagen, wie der Betreiber heißt. Und ich weiß es auch gar nicht.“

„Dann werde ich ihnen einmal auf die Sprünge helfen, Herr Bürgermeister.“, warf der Dorfpolizist ein, „wie war das denn vor zwei Jahren oder ist es schon drei Jahre her, als wir für diese Telefongesellschaft ständig Einsätze geschoben haben. Erst wurde die Straße umgelegt und neu gebaut, dann wurden Bäume gefällt wegen der Schwertransporter, die hoch in den Wald gefahren sind. Eine Weile hatten sie selbst einen Gebäudeschutz beantragt, weil die Sicherungsmechanismen noch nicht installiert waren. Und fast zur gleichen Zeit haben sie das Grund von Meyring erworben und sich da eine prächtige Villa hinsetzen lassen. Erinnern sie sich? Ich denke wir sollten Einsicht in ihre Konten verlangen.“

Der Bürgermeister war vollkommen aufgelöst. Zum ersten Mal seit seiner ersten Amtszeit fehlten ihm die Worte und auch aus den Reihen seiner Partei kam nicht einmal ein Räuspern.

„Das führt doch zu nichts!“, warf Florenz Wolf ein, „ich schlage vor, wir berufen eine Dorfversammlung ein und stimmen dort über den Verbleib dieses Turmes ab.“

Er wartete nicht etwa auf Zustimmung oder eine Diskussion, sondern drehte sich auf dem Fuße um und verließ den Sitzungssaal.

In den nächsten Tagen ging es hoch her im Ort. Jeder diskutierte mit jedem. Die einen forderten fundierte wissenschaftliche Erkenntnisse, die anderen interessierte nur die Tatsache, dass seit dem Bau des Turmes die gesamte Wirtschaft im Ort zusammengebrochen war.

Es war ein warmer Sommerabend, als Lena-Viviane einmal wieder ins Moor kam. Sie hatte unter der alten Eiche Platz genommen und führte ein Pläuschchen mit dem Baum.

„Ja, ich vermisse sie sehr!“, hatte die alte Eiche zugegeben. Nicht nur weil ihr natürlich die fantastischen heilenden Lieder fehlten. Das ganze Treiben in den Ästen. Ein Specht hatte sich abgemüht, aber die Arbeit rasch wieder aufgegeben, weil ihm der Stamm zu hart war. Ein paar Meisen hatten sich Nester gebaut. Das war auch schon alles. Es war wirklich nicht mehr viel los auf der Moor-Insel seit die Elfen gegangen waren.

Nachdenklich hatte Lena-Viviane zugehört. Einsamkeit war nicht jedermanns Sache. Aber als Baum hätte die alte Eiche eigentlich daran gewöhnt sein sollen. Andererseits konnte sie den Baum so gut verstehen. Wer verzichtet schon gerne auf derart liebenswerte Gäste.

„Was machen sie da drüben!“, rief plötzlich jemand vom Holzbohlenweg herüber.

Die Schamanin sah erstaunt auf.

Ihr gegenüber stand ein schlanker, junger Mann in der Uniform eines Waldhüters, die Arme auf der Brüstung des Holzbohlenweges verschränkt.

„Was kann ich für sie tun?“, fragte sie höflich und wusste genau, dass nun die übliche Standpauke folgen würde. Sie dürfe doch nicht ins Moor gehen. Die

Wege seien nicht umsonst gebaut worden zum Schutz für die Menschen, aber auch zum Schutz der Pflanzen. Es hätte ja soviel passieren können. Ob sie denn gar kein Verantwortungsbewusstsein habe und so weiter.

„Moment“, rief der junge Mann, „bleiben sie dort, ich komme zu ihnen auf die Insel!“

Mit großen Sätzen kam er durch das Moor.

„Darf ich mich setzen?“, fragte er höflich, „ich heiße Florenz Wolf. Ich bin einer der Waldhüter - noch.“

„Noch? Gefällt ihnen denn ihr Beruf nicht? Verzeihung, mein Name ist Lena-Viviane. Ich bin ... ach das ist im Moment egal. Was ist mit ihrem Beruf?“

„Es hat sich so viel geändert in den letzten Jahren. Die Menschen haben sich geändert, der ganze Ort ist irgendwie krank oder einsam. Manchmal denke ich sogar, dass sich das Moor verändert hat, dass es müde geworden ist oder so etwas?“

„Und das finden sie merkwürdig?“

„Sehen sie, früher gab es hier ein Landschulheim. Beinahe jede Woche haben wir Kinder durchs Moor geführt. Mit leuchtenden Augen standen sie vor einer Spinne oder einem Sumpfbiber. Wir konnten sie für die Natur begeistern. Das ist nicht einmal drei Jahre her. Und dann plötzlich - nichts mehr.“

„Ich verstehe, was sie meinen. Es ist drei Jahre her. Seit dieser unheilvolle Turm ... ach was soll das. Auf alle Fälle hat sich das Moor geändert. Sehen sie den Sonnenuntergang. Früher schillerte das Moor in prächtigen bunten Farben, wenn die Sonne ihr Gesicht verfärbte. Sieht nicht selbst die Wasseroberfläche trübe und müde aus?“

„Sehen sie, genau das meine ich. Und mein Kollege glaubt das auch. Aber wir können es nicht beweisen. Kann denn der Glanz einer Wasserfläche verschwinden? Jeder wird sie für verrückt halten, wenn sie so etwas behaupten.“

„Da haben sie wohl recht. Aber wird man sie auch für verrückt halten, wenn sie beweisen, dass die Bäume langsamer wachsen, dass sie krank sind, anfällig für

Pilzkrankheiten? Sehen sie sich nur die alte Eiche genau an. Früher war sie regelrecht bevölkert. Eine unglaublich Zahl Vögel und Insekten waren hier zu Hause. Der Baum ist leer und traurig. Hängen die Äste nicht wie die einer Trauerweide? Aber es war doch einst eine Eiche.“

Der Waldhüter sah sie erstaunt an. Bislang waren er und seine Kollegen es, die den Menschen die Natur nahe zu bringen versuchten. Diese Frau führte ihm gerade die Natur auf eine Art und Weise vor, die er nicht zu formulieren gewagt hätte.

„Sie lieben die Natur, nicht wahr?“, seufzte er.

„Ja, natürlich! Sie doch auch. Das wird ganz deutlich, wenn man sie so reden hört.“

„Aber so wie sie die Natur sehen oder fühlen, das ist unfassbar. Sie sind ein Teil von all dem. Ich bin nur ein Zaungast, ein Zuschauer. Mein Leben lang habe ich versucht, etwas tiefer einzutauchen in die Welt der Bäume, der Blumen, Farne und Insekten. Aber selbst das Studium war mir dabei keine Hilfe.“

Lena-Viviane lachte laut auf.

„Ein Studium? Nehmen sie mir nicht übel, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Studium geeignet ist, einen Menschen „Herz“ zu lehren. Sie mögen in die Lage versetzt werden, Arten und Sorten zu unterscheiden, eine Herkunft abzuleiten und eine Evolutionskette zu erkennen. Aber was ist mit der Seele eines Objekts? Haben sie im Studium auch nur ein einziges Mal über die Seelen von Bäumen gesprochen? Nehmen wir noch einmal diese Eiche. Sie ist mehr als doppelt so alt wie wir beide zusammen. Glauben sie, diese lange Zeit hätte der Baum überlebt, wenn er der Natur vollkommen gleichgültig wäre? Sehen sie doch sich selbst an. Könnten sie Gleichgültigkeit ertragen? Wenn niemand mit ihnen spricht. Niemand ihr Zertifikat, ihren Beruf anerkennt? Niemand sie liebt?“

Es war eine Betrachtung der Dinge, die durchaus etwas Unangenehmes hatte. Als Mensch war er in eine Gemeinschaft hineingeboren und würde immer ein

Teil dieser Gemeinschaft bleiben. Als Pflanze? Gab es eine Gemeinschaft unter Pflanzen? Musste man den Wald etwa als Einheit, als Familie betrachten?

„Sie sind Vegetarierin?“ konterte er.

„Aus welchem Grund sollte ich vegetarisch leben?“, lachte sie, „ist das ihre Art Dinge in Frage zu stellen, wenn sie nicht mehr weiter wissen?“

„Entschuldigung, ich wollte sie nicht beleidigen?“

„Das haben sie auch nicht. Wenn es sie tröstet, ich esse nur sehr wenig Fleisch. Nur dann, wenn ich es für nötig halte. Aber selbst der Apfel ist mir heilig, ist er nicht wie der Samen eines Tieres gewachsen, seine Art zu erhalten? Unsere Art ist es zu essen, nur wie wir dies tun, ob mit Respekt oder achtlos, darin liegt die Einheit mit der Natur.“

Florenz Wolf war einigermaßen verwirrt. Er spürte, dass er gerade Terrain betreten hatte, das fremd und neu für ihn war. Aber er spürte auch, dass er bereit war, es zu durchschreiten. Noch vor ein paar Jahren hatten seine wissenschaftlichen Erläuterungen für leuchtende Kinderaugen gesorgt. Doch das Leuchten war einer Ernüchterung gewichen, der Erkenntnis, dass nichts glänzt. Nein - es war etwas anderes. Die Kinder hatten neue Helden bekommen, die sie mitnahmen in Welten, die für ihn ein Leben lang Zeitverschwendung gewesen waren, Phantasien, Hirngespinnste. Was - wenn sie doch recht hatten? Wenn es all das doch gab, neben der spröden Wissenschaft.

„Ho - ho -ho!“

„Wer hat da eben gelacht?“, platzte Florenz verwirrt heraus.

„Hat jemand gelacht?“, neckte ihn Lena-Viviane.

„Haben sie es denn nicht gehört? Ho - ho - ho hat er gelacht. Oder habe ich mir das nur eingebildet? Möglicherweise geht die Phantasie mit mir durch, Entschuldigung!“

„Das war jetzt schon die zweite Entschuldigung innerhalb einer Stunde. Ich denke, das reicht jetzt an Entschuldigungen. Hat vielleicht die alte Eiche gelacht?“

„Die alte Eiche? Das ist absurd, finden sie nicht? Aber ich gestehe, einen Moment hatte ich das Gefühl - ja! Wer sind sie? Sie haben es mir immer noch nicht gesagt, wer sie sind. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sie für eine Fee oder Elfe halten. Es ist dämlich, ich weiß.“

„Allerdings ist es dämlich. Aber es ist sehr schmeichelhaft als Elfe empfunden zu werden. Nein, diese Leichtigkeit würde ich niemals aufbringen. Und eine Fee? Das wäre wohl nicht sehr sinnvoll. Ich habe mich ein wenig mit der Natur angefreundet, so wie meine Mutter vor mir und deren Mutter vor ihr, verstehen sie?“

„Dann haben sie großes Glück gehabt. Meine Familie hat mit derlei Dingen seit jeher nichts im Sinn gehabt - leider.“

„Hätten sie denn etwas anders machen können, in ihrem Leben. Haben sie für irgendwas gekämpft, dass sie nicht gut, nicht richtig fanden?“

„Ich bin Waldhüter geworden, gegen den Rat meines Vaters. Das ist doch schon etwas oder nicht?“

„Ja. Ich denke, das ist etwas. Aber sind sie nicht am Ende hier an Grenzen gestoßen, die sie nicht überwinden können, die sie nicht einmal erwartet hatten?“

„Grenzen? Ja, das bin ich wohl. Was ist daran schlecht? Ist es nicht eines der Ziele des Menschen, Grenzen zu überwinden?“

Die Schamanin schwieg. Der junge Waldhüter forderte sie heraus, etwas zu tun, wozu sie schon seit wenigstens zwanzig Jahren nicht mehr bereit war. Sollte sie ihn in die geheimen Dinge einweihen? Das Zeug dazu hatte er sicher. Wie es mit der Beständigkeit aussah, konnte sie in diesem Moment natürlich nicht beurteilen. Eine übereilte Entscheidung ist immer eine schlechte Entscheidung, überlegte sie. Sie wollte mit ihrer Mutter darüber reden. Die hatte ein gutes Gespür für Menschen. Sie war in deren Welt mehr zu Hause als Lena-Viviane.

„Was halten sie davon, mich in den nächsten Tagen zu besuchen?“, fragte sie den Waldhüter.

Er sah sie überrascht an: „Wirklich? Damit hätte ich nicht gerechnet.“

„Offen gesagt, ich auch nicht. Aber, sehen sie, dies ist ihr Moor. Es gibt hier ein paar Dinge, die ziemlich schief gelaufen sind. Ich habe mich schon viel zu sehr eingemischt. Es ist ihr Moor, kümmern sie sich darum.“

Sie gab ihm ihre Adresse und er versprach, noch in der selben Woche auf einen Besuch vorbei zu kommen.

Nachdem er sie verlassen hatte, führte die Schamanin ihre Unterhaltung mit der alten Eiche fort.

„Nun, wie denkst du über ihn?“, fragte sie den Baum.

„Er kann die Dinge ins Lot bringen ... wenn du ihm die Möglichkeit dazu gibst.“

„Was willst du damit sagen?“

„Du vertraust ihm nicht. Ich kann das verstehen. Du kennst vieles, was die meisten Menschen besser nicht erfahren sollten. Und dennoch muss man manchmal ein Risiko eingehen, wenn man etwas verändern will. Bilde ihn aus.“

„Du verlangst viel von mir!“

„Ho - ho, ich verlange gar nichts. Du hast um meine Meinung gebeten. Dies ist sie. Ich glaube, er kann vieles bewirken. Und vor allem ist er formbar. Er glaubt an das Unmögliche. Schicke ihn ins Feenreich, wenn du wirklich Gewissheit willst. Er wird sein Ich überwinden oder für immer dort gefangen sein.“

„Du bist grausam. Ich wusste nicht, wie grausam du sein kannst. Aber du hast recht. Ich werde es ihm anbieten.“

Während Lena-Viviane sich auf den Besuch des Waldhüters vorbereitete, fanden im Ort unentwegt Diskussionen über den Turm, den Bürgermeister, den Ruin statt. Die Mehrheit der Mitbürger war wild entschlossen, sich der Herausforderung zu stellen und den Turm abschalten zu lassen. Zwar konnte keiner begründen, warum dies notwendig dies sollte, aber es entwickelte sie eine richtige Massenhysterie. Und wenn diese erst einmal so richtig entbrannt ist, dann kann niemand mehr die Flammen löschen.

Florenz Wolf hatte mehr getan als das. Er hatte eine Bestandsaufnahme aller Bäume und Büsche im Moor durchgeführt und diese mit einer vor fünf Jahren erhobenen verglichen. Die Ergebnisse waren verheerend. Deutlich konnte man den desolaten Zustand des Wuchses erkennen. Vor allem der Bestand der Laubbäume war stark gefährdet.

Aufgrund der entstandenen Schäden, war auch die Artenvielfalt der Insekten reduziert. Von fünfzehn Libellen-Arten waren noch drei vorhanden, von siebenundfünfzig Fliegen noch neun.

Florenz trieb dieses Spiel weiter und weiter. Er folgerte die Entstehung des Schadens an Natur und Umwelt durch die Strahlen des Turms. Und er ging noch weiter. In einem Zeitungsartikel schrieb er:

„Wie können wir unseren Kinder Sicherheit versprechen, wenn wir zusehen, wie die Natur durch Strahlung zerstört wird. Die selbe aggressive Strahlung trifft uns und unsere Kinder Tag für Tag. Wollen wir zu den Mördern unserer Kinder werden, zum Preis des „Immer und überall Erreichbar seins?“ Der Turm hat unser Dorf in den Ruin getrieben, weil er uns genommen hat, woran wir glaubten, wovon wir lebten: die Natur! Lasst das Sterben nicht zu. Jetzt sterben die Wälder. Morgen sterben wir und übermorgen sterben unsere Kinder.“

Die Firma, die den Turm gebaut hatte, kaufte am kommenden Tag die Zeitung, in der dieser Artikel erschienen war. Sie hatten jedoch keine Ahnung, wer diesen Artikel geschrieben hatte und welche Macht denjenigen unterstützte.

Noch am selben Tag besuchte Florenz die Schamanin. Eine alte Frau öffnete ihm die Tür, bat ihn herein und bot ihm einen Platz in der gut beheizten Küche an.

„Sie möchten meine Tochter Viviane besuchen? Sie wird bald wieder hier sein, wollte nur noch eine Kleinigkeit erledigen, wissen sie? Mit irgendwelchen Elfen. Ich glaube, es sind Freunde von ihr.“

„Freunde?“, Florenz stutzte. Redete die Alte wirr oder war er nun entgültig in etwas hinein geraten, was mit normalen Maßstäben nicht mehr zu messen war?

Für den Augenblick nahm er es erst einmal hin und fragte, ob die alte Dame auch etwas mit Elfen zu tun hätte.

„Mit Elfen?“, antwortete sie, „schon lange nicht mehr. Leider! Ich hatte früher eine Freundin, Lavra, aber die ist längst gestorben, wegen diesem schrecklichen Turm. Sie wissen schon.“

Florenz Wolf kannte zwar keine Elfe Namens Lavra, aber empfand auch keinerlei Bedürfnis, mit der alten Dame über irgendetwas zu streiten. Sie mochte ihre Gründe für die Erinnerungen haben.

„Sie haben Lavra wohl nicht kennen gelernt?“, fing sie wieder an.

„Nein, tut mir Leid“, antwortete Florenz höflich.

„Das macht nichts. Sie war sehr lieb, wirklich sehr lieb.“

Zwischen den beiden herrschte eine lange, fast unerträgliche Pause. Endlich fing die alte Frau wieder an zu reden: „Kennen sie eigentlich die Feenvölker?“

„Feenvölker, was verstehen sie darunter?“

„Na die Völker der Feenwelt, was denn sonst?“

„Tut mir Leid, ich bin noch nie dort gewesen.“

„Ist wohl auch besser so. Sie verzaubern die Menschen. Kaum jemand ist je zurückgekehrt. Sie sollten sich von ihnen fern halten; es sei denn sie haben einen bestimmten Auftrag für sie.“

„Einen Auftrag für eine Fee? Was für ein Auftrag könnte das sein?“

„Junger Mann!“, empörte sich die alte Frau, „über so etwas spricht man nicht!“

Mit erhobenem Finger fuhr sie schelmisch grinsend fort: „Sie scheinen mir ein ganz raffinierter zu sein, eine alte Frau über ihre Vergangenheit auszuhorchen.“

Aushorchen? Florenz Wolf wollte lediglich höflich sein. Er hielt es für besser, dass Thema zu wechseln. In einen Streit hineingezogen zu werden über Feen, wo er sich kaum vorstellen konnte, dass solche Wesen überhaupt existierten?

„Sie wohnen sehr einfach hier, noch mit Holzfeuerung.“

„Ja, das wollen wir so. Es geht doch nichts über ein brutzelndes Feuerchen im Ofen. Es ist nett, dass sie es bemerkt haben. Warten sie, ich zeige ihnen etwas.“

Sie stand aus ihrem alten Lehnstuhl auf, ging zu einem Schrank, holte eine Dose mit einem feinen, grünen Pulver hervor, nahm eine Handvoll heraus und warf es in die geöffnete Ofenklappe. Es zischte. Sie schloss die Klappe wieder und setzte sich zurück in ihren Lehnstuhl.

Florenz hatte irgendwie erwartet, dass im nächsten Augenblick etwas Sensationelles passieren würde. Er war fast enttäuscht, dass auf die spektakuläre Ankündigung: ich zeige ihnen was! - nichts gefolgt war.

„Wie finden sie diesen Duft?“

„Den Duft?“, Florenz zog einen kräftigen Hieb in die Nase. Er musste sich eingestehen, dass er auf alles andere geachtet hatte, nicht aber auf einen Geruch, der sich im Raum ausbreiten könnte. Es roch nach Wald, nach Tannen, denen man im Frühjahr über die Nadeln strich. Florenz schnüffelte. Laub? Da war fauliges Laub, durchsetzt mit allerlei Pilzen. Und Wildschweine. Unverkennbar das derbe Aroma kannte er. Es besaß eine eigene Würze. Jetzt nahm er auch die Rinde eines alten Baumes wahr. Er lag sicher schon lange faulend im Unterholz. Florenz versuchte, es zuzuordnen. Ein Laubbaum. Eine Esche vielleicht. Aber da war auch noch eine Buche. Über allem lag der Duft von Beerlauch. Es war kurz vor der Reife, ein oder zwei Wochen vielleicht. Dann würde man es ernten können und einen phantastischen Salat daraus machen.

„Was ist das für ein Pulver? Es ist toll, unglaublich!“

Florenz war wirklich begeistert. Was brachten sie den Kindern nicht alles bei über den Wald. Sie zeigten ihnen unterschiedliche Blätter und die dazu gehörenden Bäume, spürten Tiere in der Natur auf, präsentierten Nester verschiedener Vögel und, und, und. Aber noch kein Waldhüter war auf die Idee gekommen, einen Duft vorzuführen, das Aroma des Waldes. Obwohl es gerade das war, was einen erinnerte in den Wald zurückzukehren, den man vielleicht schon als Kind lieben gelernt hatte.

„Ja, mein Junge, es ist unglaublich. Viviane hat es mir geschenkt. Sie bringt es von ihren Reisen mit und lässt mich so noch ein wenig teilhaben. Ist sie nicht lieb?“

„Sie haben eine phantastische Tochter!“, folgerte Florenz, „dieses Pulver - kann es noch mehr?“

„Mehr? - was meinen sie. Ob es sie zurückführen kann über dieses Leben hinaus - meinten sie das?“

Florenz schämte sich ein bisschen für diese blöde Frage. Aber - ja, das meinte er. Der Duft hatte vor seinen Augen einen Wald entstehen lassen, der mächtiger, ursprünglicher, gewaltiger und viel schöner war, als all das, was er an Wald kennen gelernt hatte. Ein Wald, der tief und unheimlich, gleichzeitig aber hell und weiträumig war.

Das Bild von einer kleinen armseligen Hütte war aufgetaucht. Aus dem Kamin kroch ein wohlriechender Dampf von einer Kräutersuppe. Es war früh am Morgen. Seine Füße waren nass vom Tau, leichter Nebel kroch über den Boden. Er war vollkommen aus der Puste. Doch in dem Moment, als er die Hütte zwischen den Bäumen entdeckte, sprang sein Herz über vor Freude. Er blieb stehen und atmete für einen winzigen Augenblick die Schönheit des Lebens. Jemand öffnete die Tür. Sein Herz sprang abermals in die Luft und machte Purzelbäume vor Freude und Sehnsucht. Er war zu Hause und wurde bereits erwartet.

Doch das Bild verblasste. Es versank im Nebel. Florenz fand sich in dem Raum wieder, hörte das Knacken des Feuers und roch einen Geruch des Frühlings.

„Was ist das für ein Teufelszeug? Vor meinen Augen tauchte etwas auf wie ... dieser Duft hat mich einen wundervollen Traum träumen lassen.“

„Ich weiß nicht, ob es ein Traum gewesen ist oder eine Erinnerung?“

Die alte Frau wog leicht schmunzelnd den Kopf hin und her. Sie lächelte Florenz an. Wenn sie mich nochmal besuchen wollen, dann können wir es einmal wieder ausprobieren. Was denken sie?“

„Wenn das ginge. Das wäre prima!“

Florenz musste erfahren, wer hinter dieser Holztür in der kleinen Hütte steckte. Er fühlte zwar etwas, konnte es jedoch keinem klaren Bild zuordnen und das bedrückte ihn. Er hatte das Gefühl, seine Sehnsucht springe über von einer alten Welt. Und diese Welt entsprach ihm viel mehr als das, was er hier und heute erlebt hatte.

„Hallo Florenz! Hat meine Mutter sie schon ein wenig verwirrt?“

Lena-Viviane stand in der Tür. Florenz hatte sie nicht hereinkommen gehört. Er ging auf sie zu, wie man auf eine liebgewonnene Verwandte zugeht, die man seit langem nicht mehr gesehen hat.

„Danke, ja, ihre Mutter ist unglaublich. Wissen sie das?“

„Das ist sie wohl. Ich habe großes Glück gehabt. Aber schließlich habe ich sie mir ja auch selbst ausgesucht.“

Sie lachte.

„Haben sie etwas Zeit mitgebracht? Ich wollte gerade in den Wald, ein paar Wurzeln sammeln. Die sind in dieser Jahreszeit besonders kräftig. Oder möchten sie sich noch ein wenig von einer verwirrten alten Frau verzaubern lassen?“

„Also Viviane, wie redest du denn?“, lachte nun auch die Alte.

„Soll ich ehrlich sein?“, hakte Florenz nach, „dann würde ich sehr gerne mit in den Wald kommen und ich würde mich andererseits durchaus gerne noch ein wenig verzaubern lassen. So etwas habe ich noch nie erlebt.“

„Dann schlage ich vor, wir gehen erst einmal in den Wald. Für „faulen Zauber“ ist später sicher noch genügend Zeit. Sie haben doch ein bisschen Zeit mitgebracht?“ Florenz nickte eifrig. Er hatte sehr viel Zeit mitgebracht, wenn nötig sogar einige Tage.

Die Schamanin wies ihn an, den Weidenkorb, der im Flur an der Treppe stand, auf den Rücken zu nehmen. Er war erstaunlich bequem und leicht. Das hatte Florenz nicht erwartet.

„Sieht es nicht etwas seltsam aus?“, überlegte er.

„Was meinen Sie mit seltsam?“

„Mittelalterlich, veraltet.“

„Das ist es, Florenz, das ist es. Aber uns wird niemand sehen. Machen sie sich darüber keine Gedanken. Wie oft, glauben sie, ist eine Kräuterfrau ihnen wohl schon im Wald begegnet, ohne dass es ihnen aufgefallen wäre. Die Leute haben etwas anderes, etwas interessanteres im Wald zu sehen als Menschen wie uns. Wir werden nicht wahrgenommen, glauben sie es mir.“

„Natürlich. Ich wäre nicht gekommen, wenn ich ihnen nicht glauben würde. Es ist nur noch alles so neu und fremd. Da lebt man ein Leben in festen, geordneten Bahnen, macht genau das, was man sich vorgenommen hat, ist geradlinig in seinem gesamten Streben und Handeln. Ich war stolz darauf, dass ich mich in der Frage der Ausbildung vom Familienerbe gelöst habe. Das war der einzige extreme Schritt in meinem Leben. Und dann sitzen sie im Moor und ohne viele Worte bringen sie mich dazu, an Dinge zu glauben, die seit über Tausend Jahren verpönt sind, verlacht werden. Wenn man öffentlich darüber zu reden versucht, wird man des Wahnsinns bezichtigt. Ist es nicht so?“

„Nein, so ist es nicht. Im Laufe der Zeit werden sie ihre Gewohnheiten ändern, neue Freunde finden oder die alten überzeugen. Bei einigen werden sie feststellen, dass sie genau wie sie selbst einiges erlebt haben, von dem sie nicht in der Öffentlichkeit gesprochen haben. Ihre Freunde sind Seelenverwandte. Sie finden sich zusammen, weil ihre Seelen es möchten. Stellen sie sich vor, dass sie im Dunkeln in einer Farbe leuchten, die sie mögen. Ein Wesen, das diese Farbe ebenfalls mag, gesellt sich zu ihnen. So leuchten sie gemeinsam noch intensiver und ziehen wiederum weitere Gleichleuchtende an. Aber nun kommen sie. Wir haben einen langen Weg vor uns.“

„So wird aus dem Waldhüter am Ende ein Waldläufer!“, lachte Florenz der Wolf und folgte Lena-Viviane, gespannt auf die Dinge, die sie ihm zeigen würde.

Das Silbermoor lag nur wenige Kilometer entfernt; und dennoch - auch wenn er sich dort sehr gut auskannte - diesen Wald hatte er noch nie in seinem Leben betreten, vermutlich nicht einmal wahrgenommen.

Florenz hielt die Augen nach Besonderheiten offen, die diesen von dem heimischen Wald unterschieden, nach Bergen, Bächen, Pflanzen, Spuren von Tieren, nach allem was irgendwie ein wenig anders aussah. Aber nichts war außergewöhnlich, abgesehen von dem Gefühl, das ihn etwas mit diesem Stückchen Erde verband. Er blickte nach oben. In hübscher Eintracht wuchsen Buchen, Eschen und wilde Kirschen mit Tannen und Fichten. Die Bäume sahen saftig grün und satt aus. Sie schienen buchstäblich in den Himmel zu wachsen. Das Unterholz beherbergte ein wildes unkultiviertes Miteinander von allerlei Büschen und Farnen. Hier und da lagen die faulenden Reste eines abgestorbenen Baumes und boten vielerlei Getier Unterschlupf. Auch hatten sich Moose hier angesiedelt. Alles in allem ein buntes Sammelsurium.

Sie liefen scheinbar ziellos durch den Wald. Mal Richtung Norden, dann wieder gen Osten, dann scheinbar zurück und wieder ... Florenz verlor so langsam das Gefühl für die Orientierung. Das Rinnsal, dessen Lauf sie eben noch gefolgt waren, kreuzten sie nun zum zweiten Mal, doch jetzt gegen die Fließrichtung. Er hätte schwören können, dass sie mit dem Wasser gegangen waren. Vielleicht sollte er das mit dem Schwören besser lassen.

Die Schamanin war einige Meter vorausgegangen. An einem Busch hielt sie inne und begann den Boden von Laub und Humus zu befreien. Sie kramte ein kleines Messer aus ihrem Lederbeutel und schabte damit vorsichtig an einer Wurzel.

„Kennst du die?“, fragte sie ohne aufzusehen.

„Nein, was ist das?“

Florenz war nicht so sehr bewandert in der Wurzelkunde. Das ging ihm, wie seinen Kommilitonen von der Forstuniversität, zu sehr ins Esoterische. Wurzeln, Kräuter, Heilen durch Verschüttelung, Bachblüten. Das war nichts für einen

Forstbotaniker, wenn er andererseits einräumte dadurch möglicherweise etwas Wichtiges aus seinem Leben geklammert zu haben.

„Sie wachsen an Nordhängen. Man findet sie vorwiegend im Frühjahr bis in den frühen Sommer hinein. Wenn man sie aufschneidet entwickeln sie einen Saft, der unglaublich erfrischt und einem eine außerordentliche Kraft verleiht. Ich meine damit nicht die Kraft, einen Riesen zu töten. Es gibt andere, etwa die, eine Sache durchzuhalten. Deshalb nennt man sie wohl auch Kraftwurz.“

Sie grub die Wurzel aus. Es kam eine beinahe runde Knolle zutage. Und noch eine. Und eine dritte. Behutsam legte sie die Wurzeln in den Weidenkorb. Dann schloss sie die „Wunde im Boden“, wie sie es nannte wieder sorgsam und verteilte das Laub darüber.

„Es ist wie eine Decke oder ein Wundverband. Faulendes Laub strahlt die wundervolle Energie ab, die ein Baum in der Sonne gesammelt hat. Für die Bewohner des Bodens gibt es kaum etwas Angenehmeres. Aber was erzähle ich ihnen da, sie sind Biologe und wissen sicher viel mehr über die Nährwirkung als ich.“

„Nein, so ist es nicht!“, protestierte Florenz. „Als Forstbotaniker habe ich sicherlich vieles über den Waldboden gelernt, über Härtegrade, Humussorten, Bodenformationen. Doch niemand hat uns erzählt, dass die faulenden Blätter eine von den Bäumen getankte Energie freisetzen. Es ist vollkommen klar und verständlich. Darin liegt der Grund für den hohen Nährwert der Fäulnis. Aber darauf ist einfach keiner gekommen. Das wäre vermutlich zu praktisch gewesen für die Professoren ebenso wie für die Studierenden.“

Die Schamanin überlegte einen Moment, dann zuckte sie wortlos mit den Schultern, steckte das kleine Messer zurück in die Ledertasche und ging zurück zu dem Rinnsal, das sie vor kurzem überquert hatten. Dort nahm sie die Wurzeln und spülte die Erde von ihnen ab. Zu Florenz Überraschung trat eine orange Farbe hervor. Das hätte er allein von der Form der Wurzeln her nicht vermutet.

Lena-Viviane legte zwei Wurzeln in den Korb zurück, während sie die dritte durchbrach und Florenz eine Hälfte anbot.

„Probieren sie. Es lohnt sich!“

Er zögerte. Bilder und Zahlen von verseuchten Landschaften schossen ihm durch den Kopf. Eine Wurzel aus einem fremden Boden, das sollte man doch lieber lassen. Ach, zum Teufel mit der ganzen Wissenschaft, dachte er und biss kräftig in die Wurzel hinein. Bei dem herzhaft würzigen Duft, hatte er einen vollkommen anderen Geschmack erwartet, erdiger, schärfer. Stattdessen zerging sie saftig und süß auf der Zunge, wie etwas zwischen Mohrrübe und Apfel. Wirklich lecker.

„Sie müssen die Wurzeln an einer Quelle oder in einem Bach reinigen. Das ist im Grunde das Geheimnis. Dann entwickeln sie weit mehr Energie.“

„Wie kommt das zustande?“, interessierte sich Florenz.

„Es liegt an den Nym... an den Kräften, die im Wasser herrschen. Au!“

Etwas hatte sie in die Hüfte gezwickt, doch Lena-Viviane versuchte es zu vertuschen.

„Oh, an den Kräften, ich verstehe. Es hat sicher etwas mit Nord- und Südpol zu tun, mit den Magnetfeldern und der Wirkung, die der Mond darauf ausstrahlt. Ich habe etwas darüber gelesen.“

„So ähnlich, ja!“

Die Schamanin wollte das in diesem Augenblick nicht weiter kommentieren. Die Wirkung des Mondes auf verschiedene Dinge in Betracht zu ziehen, war schon mehr, als man von einem normalen Menschen erwarten konnte.

Sie hatten sich auf einen über dem Rinnsal liegenden Baum gesetzt, die Beine herunterbaumeln lassen und aßen genüsslich schweigend ihr Stück Wurzel. Es mochte pure Einbildung sein, aber Florenz spürte deutlich wie sein Energiehaushalt wuchs. Er fühlte sich erfrischt und sogar etwas fröhlicher als zuvor. Selbst der Wald war nicht mehr ganz so sachlich, nicht mehr einfach nur erlernte Natur. Er hörte ihn atmen, sah das Blätterdach in hellem grün von der

Sonne beschienen erstrahlen, nahm den Singsang der Vögel wahr. Nicht einfach nur irgendeine Zwitscherei: das ist eine Amsel; das ist eine Meise; oh hört doch ein Zeisig; nein, das war doch nur ein Spatz! Die Vögel sangen richtige Lieder, jedenfalls erweckte es den Eindruck.

Lena-Viviane lächelte ihn an.

„Na, wie gefällt ihnen die Welt jetzt?“

„Sind da Drogen im Spiel? Halluzinogene?“

Florenz kam das ziemlich unheimlich vor und auch wieder nicht. Er wollte erschreckt sein und verärgert. Es gelang ihm nicht. Er war einfach ausgelassen, entspannt und äußerst gut gelaunt. Vor allem aber konnte er nicht begreifen, dass solche Wurzeln, wenn sie doch eine so fantastische Wirkung aufwiesen, nicht überall zu kaufen waren.

„Muss es denn ein Geheimnis sein. Hat nicht jeder das Anrecht auf die Wurzel, auf den Geschmack, auf die Wirkung?“, wollte er wissen und fiel damit bedauerlicherweise schon wieder in seine Ernsthaftigkeit zurück.

„Das ist eine sehr lange und traurige Geschichte. Ich weiß nicht, ob sie hierher passt und ich bin mir auch nicht sicher, ob meine Mutter sie nicht viel besser erzählt als ich?“

Florenz ermutigte die Schamanin, es zu versuchen.

„Na dann! Es gab ein Zeitalter, da kannte jeder diese Art von Wurzeln. Man wusste genau, wie Wurzeln, Pilze, Tollkirschen und viele weitere Pflanzen genutzt werden konnten, um Freude und Glück zu empfinden. Damals war keine Rede von Sucht. Man wusste ja nicht einmal, wie Krankheiten entstanden. Es war ein Jahrtausend ohne Herrscher. Das war wohl das Entscheidende. Ein Volk, das glücklich und zufrieden ist, braucht keine Regenten. Jeder macht, woran er Freude hat und findet es schön, was die anderen tun. So etwa müssen wir uns diese Zeit vorstellen.“

„Und das hat Tausend Jahre lang funktioniert?“, zweifelte Florenz, „oder ist es nur eine Geschichte?“

„Ich denke, es hat Tausend Jahre und länger funktioniert, ja. Ich stelle es mir ein bisschen so vor, wie das Paradies der Bibel. Nur dass es nicht im Zweistromland lag, dieses Paradies, sondern genau hier.

Die Menschen waren zufrieden und lebten in einem wundervollen Einklang mit der Natur und miteinander. Es gab nur wenige, denen das missfiel.“

„Wenige was? Menschen? Geister?“

„Wenige was auch immer. Es waren wenige Wesen. Darunter sicher auch Menschen. Sie wollten herrschen, regieren, Macht besitzen über andere, Könige sein, indem sie Untertanen hatten. Irgendwie so etwas. Ich schätze, ich bin die Falsche, derartige Dinge zu erklären. Jedenfalls erkannten diese, sagen wir einfach Menschen, dass es Nahrung gibt, die glücklich macht und solche, die unglücklich macht. So entstanden wohl die ersten Verbote. Das Zwischenergebnis ist eine Gesellschaft, in der es von Verboten nur so wimmelt. Jeder versucht, ein Verbot aufzustellen. Nehmen sie sich selbst. Die Zäune im Moor. Die unzähligen Tafeln: >>>Schützt ...<<<, >>>Bewahrt ... <<<, >>>Achtet ... <<<; eine Bevormundung ohne Gleichen und sie halten es vermutlich für unverzichtbar und grübeln schon über das nächste Verbot. Sie wollen der Herrscher sein über ein winziges Fleckchen Erde, über eine kleine Gemeinde oder sogar nur über ein Moos, ein Farn oder was immer. Wie viele Menschen schieben die Natur vor, behaupten, sie müssten die Natur vor dem Menschen schützen. Sie wollen nur das eine: herrschen. Und wenn es eine Schulklasse ist, die sie beherrschen.“

Das war harter Tobak. So hatte er seinen Beruf noch nie betrachtet:

>>>Florenz Wolf, der Herrscher der Moore! <<<

Das war doch vollkommen idiotisch. Auch wenn er durchaus schon daran gedacht hatte, hier und da noch einen Wegweiser, eine Aufklärungstafel und einen Warnhinweis aufzustellen.

„Es gibt ein paar Vorwürfe, die man den Menschen, den Besuchern im Moor einfach machen muss!“, protestierte er, „wie etwa dieser ständige Müll. Wieso leeren Leute einfach ihre Aschenbecher mitten auf einem Parkplatz. Warum schmeißen sie Bier- und Coladosen ins Moor, wo doch überall Müllbehälter stehen, die regelmäßig geleert werden?“

„Weil es verboten ist! Die Menschen haben nun einmal den Drang etwas Besonderes zu sein und vor allem frei wollen sie sein. Gibt es denn einen besseren Protest, als das Wegwerfen von Dosen und das Entsorgen von Autoreifen gerade da, wo es am strengsten verboten ist? Warum setzen die Menschen immer wieder deutliche Zeichen und sind selbst diejenigen, die sie immer und überall ignorieren? Jeder fühlt sich bevormundet und hat gleichermaßen den Drang andere zurechtzuweisen.“

Sie hatte Florenz voll erwischt. Dieser Gedanke beschämte nicht nur die Gesellschaft, auf die er selbst immer wieder schimpfte, er traf ihn selbst wie ein Blitz. Es war nicht nötig, die Gesellschaft zu ändern. Er selbst musste seine Einstellung überdenken und verändern. Ein Glück nur, dass er Lena-Viviane angesprochen hatte, anstatt sie des Moores zu verweisen, was genaugenommen seine Pflicht gewesen wäre.

Ein Glück nur, dass ... ich so ein Vollidiot bin!, dachte er. Aus dieser Sicht gab es nicht einmal irgendwen, dem er die Verantwortung zuschieben konnte.

„Und was soll ich jetzt tun?“, brüllte er fast verzweifelt in den Wald hinein.

„Erst einmal nichts!“, antwortete die Schamanin lächelnd, „sehen sie es als eine Chance sich zu verändern. Ausserdem - wer sagt ihnen denn, dass meine Sichtweise die Richtige ist. Vielleicht bin ich ja eine alte Hexe, die den Blick der Leute verklärt, ihnen Worte und Gedanken in den Mund legt, die gefährlich, teuflisch, dämonisch sind? Wer sagt ihnen denn, dass ihr Weg bis zu dem Tag gut und richtig war, an dem sie es versäumt haben, mich abzumahnen? Wie wollen sie in nur einer Woche beurteilen, was gut ist, was böse? Ist es nicht manchmal der süße Saft, den wir meiden sollten? Oder ist das auch nur so ein

Verbot von selbstsüchtigen Heiligen? Warum warten sie es nicht einfach ab und lassen die Dinge auf sich zukommen - das würde ich jedenfalls tun.“

Etwas anderes blieb ihm auch gar nicht übrig. Er musste die Dinge einfach geschehen lassen und versuchen einen neutralen Blickwinkel zu behalten.

„Zu dumm!“, ärgerte sich Lena-Viviane, „ich wollte ja noch einen Besuch machen. Jetzt hätte ich das beinahe vergessen.“

„Dann müssen wir wohl unsre Exkursion für heute beenden?“, fragte Florenz. Er konnte sich nicht so recht entscheiden, ob er darüber froh sein sollte, weil er die Lehren erst einmal verdauen musste oder ob nicht noch etwas Spannendes geschehen konnte.

„Nein, nein. Wir müssen sie nicht abbrechen. Dafür ist es noch viel zu früh. Da lohnt es sich ja gar nicht in den Wald zu gehen. Ich denke, sie können ruhig dabei sein. Was meinen sie?“

Was sollte er dazu sagen, er hatte ja keine Ahnung, worum es ging. Wenn er mitgehen durfte, war Florenz gerne dabei.

Die Schamanin sprang schwungvoll von dem Baumstamm herunter und ohne eine konkrete Antwort abzuwarten, marschierte sie Richtung Westen. Wenn Florenz die Orientierung nicht vollkommen verloren hatte, dann lag vor ihnen jener Berg, hinter dem sich das Moor erstreckte. Er staunte über die Größe und Kraft der Bäume.

„Ist das immer noch eine Folge der Wurzel?“, fragte er schließlich, weil ihm diese Bäume im Vergleich zu denen im und um das Moor doch etwas mächtig, fast schon künstlich vorkamen.

„Diese Bäume sind so prachtvoll, wie sie aussehen“, lachte sie, „das ist nicht Dichtung, das ist alles wahr.“

Und doch konnte der Waldhüter es kaum verstehen. Selbst die Artenvielfalt der Vögel und Insekten war um ein deutliches höher als auf der anderen Seite des Berges.

„Wie kann das sein? Wir haben immer gedacht, im Moor leben wesentlich mehr Tiere als im Wald. Es scheint umgekehrt zu sein. Ich verstehe das nicht.“

Während sie am Hang entlangmarschierten, zeigte Lena-Viviane ihm einige besondere Vogelarten, die in dieser Gegend eigentlich für ausgestorben gehalten wurden. Auch gab es hier Büsche, wie sonst nur in den unberührten endlosen Wäldern weit im Osten Europas.

„An manchen Orten gehen die Uhren nicht so, wie der Mensch es gerne hätte“, begann sie. „Wenn sie eine Pflanze düngen, eine andere nicht, dann ist es für sie vollkommen natürlich, dass die gedüngte Pflanze besser wächst, nicht wahr? Was aber, wenn jemand die andere Pflanze düngt, sie hegt und pflegt ohne dass sie etwas davon wissen? Dann kommen sie in Erklärungsnot.“

„Und wer, denken sie, düngt nun diesen Wald?“

Lena-Viviane dachte an die Unterhaltung zwischen Florenz und ihrer Mutter. Ursprünglich hatte sie sich vorgenommen, die alte Dame entscheiden zu lassen, ob er geeignet sei für eine Ausbildung, mit all ihren Konsequenzen. Eine davon waren natürlich die Elfen. Offenbar sah er sie nicht, sonst hätte er etwas zu der Wassernymphe gesagt, von der die Schamanin gezwickt worden war. Der Rat der Eiche war ihr noch im Gedächtnis. „Schick ihn zu den Feen!“, hatte sie vorgeschlagen.

Nein, das wollte sie ihm nicht ohne Vorbereitung antun. Er sollte ihr zeigen, wie begabt er wäre, wenn er im Sonnenuntergang vor dem Elfenbaum stünde. Das dauerte zwar noch eine Weile, doch die Zeit würden sie schon rumkriegen. Hier und da sammelten sie einige Kräuter, pflückten ein paar Beeren und gruben eine weitere Wurzel aus. Natürlich wusste die Schamanin zu jedem Gewächs etwas zu berichten.

Mittlerweile hatten sich ein paar Elfen eingefunden, die interessiert zusahen, was Lena-Viviane mit dem jungen Mann so trieb. Noch nie war die Schamanin in Begleitung in den Wald gekommen, da war es schon sehr spannend, sie gerade mit einem Waldhüter aus dem Moor hier herumspazieren zu sehen.

Myriel hatte sich einen Platz in der vordersten Reihe gesucht. Sie wollte genau hören, was die beiden zu bereden hatten. Und - sie traute ihren Augen nicht - es war genau der Waldhüter, den sie schon immer einmal kennen lernen wollte. Doch so wie es aussah, durften sich die Elfen dem Menschen nicht zeigen. Ab und zu zwinkerte die Schamanin ihnen zu, das war aber auch schon alles.

„Sie wartet auf den Sonnenuntergang!“, flüsterte eine Elfe.

„Sie wartet auf den Sonnenuntergang!“, flüsterte die nächste und die nächste und wieder die nächste und bald war es in dem gesamten Wald rum. Die Schamanin wollte den jungen Waldhüter in die zauberhafte Welt der Elfen einführen, sofern er es auch nur ansatzweise begriff.

Der Himmel begann bereits, sich rötlich zu färben. Noch eine viertel Stunde, höchstens, dann musste er sie einfach im Gegenlicht der Sonne erkennen. Myriel provozierte es nahezu von ihm gesehen zu werden. Sie schwirrte regelrecht vor seiner Nase herum, dass er sogar einmal mit der Hand herumfuhr, als wolle er eine Fliege vertreiben.

„Der Florenz Wolf, ist das denn zu fassen? Was machen sie denn in diesem Wald. Gehören sie nicht auf die andere Seite des Berges?“

Ausgerechnet der Bürgermeister. Das hatte dem Waldhüter noch gefehlt. Nun kam er wirklich in Erklärungsnot.

„Sie haben doch gesagt, niemand würde uns entdecken!“, flüsterte er in die Richtung, in der er Lena-Viviane vermutet. Die Frau war wie vom Erdboden verschluckt.

„Na was haben wir denn da in der Kiepe?“, prustete der Bürgermeister, „wir spielen doch nicht etwa Rotkäppchen?“

Er brüllte vor Lachen. Doch im nächsten Augenblick war sein Gesichtsausdruck erstarrt.

„Mit ihnen habe ich sowieso noch ein Hühnchen zu rupfen, Wolf. Die Sache mit dem Turm ist doch ein Hirngespinnst. Es ist besser, sie vergessen das. Ich nehme

nicht an, dass sie unbedingt nach Süddeutschland versetzt werden möchten? Ich hätte da den einen oder anderen Bekannten im Ministerium.“

Nach Süddeutschland. Das war eine unverschämte Erpressung. Aber was sollte er antworten? Mit dem Weidenkorb herum streunend, machte er keine besonders gute Figur.

„Was ist denn das?“

Florenz blickte gegen die Sonne. Hatte er geträumt oder war das Licht trotz Sonnenuntergang noch so hell, dass er nicht richtig gucken konnte. Da war eben etwas an ihm vorbeigeflogen. Er hatte es deutlich gesehen. Eine menschliche oder wenigstens menschenähnliche Gestalt mit Flügeln, beinahe wie die einer Libelle.

„Was ist was?“, bollerte der Bürgermeister, „Wolf, ich verlasse mich auf sie. Sie sind ein guter Mann, wir würden sie ungern verlieren!“

„Was? Ach ja, Herr Bürgermeister, kommen sie gut nach Hause!“

Diese Gestalt war auf eine besonders große Buche zugeflogen. Das hatte Florenz deutlich gesehen. Wie hypnotisiert stolperte er durchs Unterholz, ihr nach.

„Sie sollten darauf achten, wo sie hintreten!“, räusperte sich jemand hinter ihm.

„Wie. Ach so, ja!“

Mehr bekam Florenz nicht heraus. Dieses Wesen hatte ihn dermaßen fasziniert, dass er den Rest der Welt nicht mehr wahrnahm.

„Da haben wir ja noch einmal Glück gehabt, dass der Bürgermeister es eilig hatte!“, antwortete Lena-Viviane.

„Haben sie das auch gesehen?“

„Was soll ich gesehen haben? Beschreiben sie es mir.“

Ihr Gesichtsausdruck lag irgendwo zwischen verschmitzt und listig.

„Das Dings, das Wesen. Es hatte Flügel wie eine Libelle und Gliedmaßen wie ein Mensch - ein sehr kleiner Mensch!“

„Und was ist damit?“ Lena-Viviane stellte sich dumm. Sie wollte herausbekommen, wie viel er gesehen hatte und vor allem, was er damit anfangen würde.

„Es ist genau auf diese Buche zugeflogen. Ich habe es deutlich gesehen, ganz sicher.“

Florenz war vollkommen aus dem Häuschen. Halluzinierte er oder existierte dieses kleine Ding wirklich.

„Zuerst die Wurzeln. Dann der wunderschöne Wald. Und am Ende der Bürgermeister. Glauben sie nicht, dass man da phantasiert? Was zuviel ist, ist einfach zuviel. Wir sollten umkehren. Wenn sie mögen, koche ich uns zu Hause noch einen Tee.“

„Was sollen wir? Umkehren? Ausgerechnet jetzt. Sie hat es nicht gesehen. Sie kann es nicht gesehen haben. Glauben sie mir, da ist eben eine, eine, eine was weiß ich Elfe, Fee oder sonst irgendein Fabelwesen direkt an mir vorbeigeflogen. Ich spinne doch nicht - oder?“

„Wenn sie so sicher sind, dann sollten wir noch einmal nachschauen. Wo sagen sie, war dieses Männchen?“

„Männchen? Ein Mädchen, ganz sicher. Da an dieser Buche ist es hinaufgeflogen.“

Prüfend sah die Schamanin an der Elfenbuche empor. Sie drängte Florenz dabei so geschickt zur Seite, dass er wieder in die Sonne gucken musste. Und - wie man sich denken kann - Myriel tat ihren Teil dazu. Sie schwirrte vor ihm herum, dass jedem, der es hätte sehen können, schwummerig geworden wäre. Um den Eindruck noch zu vertiefen, summte sie ein über alle Maßen deutliches Bsssssssss dazu. Das musste er einfach hören.

„Da ist es wieder! Ich sehe es genau vor mir. Schauen sie doch!“

Angestrengt starrte Lena-Viviane Löcher in die Luft und musste sich sehr bemühen, nicht laut loszulachen.

„Ist sie nicht unglaublich, diese Frau!“, piepste etwas mit einer wahnsinnig zarten, leisen Stimme.

„Ja, das ist sie!“, antwortete Florenz, ohne darüber nachzudenken, wer ihn da gerade angesprochen hat.

„Er versteht mich! Er versteht mich!“, prustete Myriel und drehte eine Freudenrunde um die Buche herum.

Florenz verstand sie tatsächlich und er konnte sie recht gut sehen, aber so albern wie sie war, überlegte er, ob es nicht besser sei, sich dumm zu stellen, so wie Lena-Viviane, die offensichtlich glaubte, er hätte nicht gemerkt, dass sie längst wusste wovon er geredet hatte. Sollte er? - oder sollte er nicht?

„Es tut mir Leid, ich muss mich geirrt haben!“, sagte er vollkommen unberührt und drehte sich um.

Die Schamanin sah ihn prüfend an.

„Nichts gesehen? Gar nichts? Nicht einmal einen Schatten?“

„Nein, gar nichts. Vorhin ist bestimmt eine Libelle so dicht an meinen Augen vorbeigeflogen, dass ich... autsch, was soll das?“

Myriel hatte ihn ins Ohrläppchen gekniffen.

„Ah, spüren tut er was, der Herr Waldhüter“, lästerte sie.

„Myriel, jetzt reiß dich mal ein wenig zusammen!“

Albaron hatte sich das Schauspiel von oben angesehen. Myriel hatte sich schon ziemlich daneben benommen. Übermut ist für Waldelfen bestimmt nichts unnormales, aber das ging einfach zu weit.

„Was habe ich denn getan?“, protestierte die Elfe.

„Was du getan hast. Nicht nur dass du vor einem Menschen herumschwirrst wie eine Wespe, herumzirpst wie eine Grille. Du musst ihn auch noch ins Ohr kneifen. Das ist wirklich nicht sehr nett. Er hat sicher einen schlechten Eindruck von dir und denkt jetzt, dass alle Elfen so seltsam sind.“

„Nein, denkt er nicht!“, mischte sich Florenz ein, der inzwischen recht gut zurechtkam mit den kleinen Personen. Sie hat mir nur heimgezahlt, was ich

zuvor durch meine garstige Haltung ausgeteilt habe. Im Grunde hat sie ja recht. Es war unfair und es tut mir Leid. Nimmst du meine Entschuldigung an Müriäl?“

„Myriel, heiße ich. Es tut mir auch Leid. Eigentlich glaube ich nicht, dass du zu den Menschen gehörst, die uns aus dem Moor vertrieben haben. Du bist eher so wie Lena-Viviane.“

„Oh danke, das ist ein größeres Kompliment als ich es mir jemals verdienen kann. Aber was ist das mit der Vertreibung aus dem Moor? Wer hat euch rausgeschmissen, entfernt, was auch immer ist geschehen?“

„Hast du es ihm noch nicht erzählt, Lena-Viviane?“

Albaron war sehr erstaunt. Es war das wichtigste Thema seit drei Jahren und er wusste einfach nichts davon.

„Du hättest es ihm sagen müssen!“, protestierte der Elvar.

„Ihr seid zu hastig mit ihm. Gerade erst hat er begonnen, sich über die mögliche Existenz von anderen Wesen und anderen Welten Gedanken zu machen. Er geht einen aller ersten Schritt und ihr fordert ihn auf loszurennen? Das kann ich nicht glauben.“

„Was hätten sie mir sagen sollen? Sind sie es, die den einen Wald düngen und den anderen sterben lassen?“

„Sterben lassen? Ja - das tun wir wohl. Es ist das traurigste, was mir in über siebenhundert Jahren passiert ist. Ich stehe vor todkranken Bäumen und kann ihnen nicht helfen, weil es mich selbst umbringen würde. Das ist schlimm.“

Albaron fühlte sich nicht gut. Seine besten Zeiten waren vorbei. Der Umzug in die große Buche war ganz sicher sein letztes großes Abenteuer gewesen. Die Kraft schwand aus seinen Gliedern, einen Sommer würde er noch erleben, vielleicht zwei, dann würde er Lavra folgen.

„Was haben sie euch angetan? Warum könnt ihr nicht zurück in das Moor. Wir würden euch doch mit offenen Armen empfangen. Wisst ihr eigentlich wie es uns ergangen ist, seit ihr uns verlassen habt? Die Kinder kommen nicht mehr.“

Niemand zeltet mehr auf unserem Campingplatz. Die Läden und Restaurants haben geschlossen. Der Ort ist am aussterben.

„Und wie viele Menschen sind dabei gestorben?“, wollte Laurentius wissen, der sich das Spektakel nicht entgehen lassen konnte.

„Wie viele Menschen? Keine - soviel ich weiß. Noch ist niemand deswegen gestorben. Aber es gibt Menschen, die glauben dass der Turm, der oben auf dem Berg steht, daran Schuld ist, dass er eine Strahlung aussendet, die am Ende Menschen krank machen könnte.“

„Krank machen könnte? Ist das alles, was du denkst - Mensch? Unzählige Elfen sind gestorben wegen eurem Turm. Liebe Freunde von uns, um die wir seit drei Jahren trauern. Wusstest du das nicht - Mensch? Wir anderen haben scheußliche Schmerzen, sobald wir nur in die Nähe des Turmes kommen. Wir würden es nicht überleben. Meine Familie ist weggezogen. Weit in den Osten. Sie hoffen, dass ihr dort keine Türme aufstellt. Wir waren ein stolzes Moorelfenvolk. Jetzt sind wir nur noch fünf an der Zahl. Wenn die Waldelfen nicht unsere Freunde wären, es sähe schlecht aus um uns. Wusstest du das nicht - Mensch? Wenn es das nur wäre. Ihr habt selbst das Todesurteil gesprochen für das gesamte Moor. Pflanzen und Tiere leiden Qualen. Alte Bäume ersticken, jungen Bäumen fehlt der Nährboden. Wusstest du das - Mensch?“

„Nicht sehr viel von dem, was du mir sagst, Elf, wusste ich. Wir sind nicht eine Familie wie ihr. Euch gegenüber trägt jeder Mensch eine schwere Schuld, Lena-Viviane ebenso wie ich.“

„Rede nicht schlecht über die Schamanin!“, schrie ein Moorelf dazwischen. Er war über die Maßen ärgerlich. Ein ungewöhnliches Verhalten selbst in dieser Situation.

„Ich rede nicht schlecht über sie - ganz bestimmt nicht! Sie kennen zu lernen war vermutlich das beste, was mir jemals passiert ist. Ich bin sehr dankbar dafür. Dennoch ist sie ein Mensch wie ich. Keiner von uns hat die Aufstellung des Turmes verhindert, obwohl wir beide kein gutes Gefühl dabei hatten. Es geht um

Interessen, um Macht, um Geld. Das sind schlimme Gegner. Wenn du nicht willst, dass sie dich zerstören, dann musst du akzeptieren, dass sie anderen das Leben schwer machen. Du siehst weg. Ganze Völker leben unter einer Knechtschaft - und ich rede nicht von Zwergen-, Feen- oder Elfenvölkern. Es sind Menschen wie ich, die Hunger leiden, damit andere mit Reichtum protzen können. Ja, ich bin schuldig. Schuldig und schwach!“

„Was wirst du nun tun - Mensch? Da du von unserem Elend erfahren hast?“

„Laurentius - mäßige deinen Ton. Er ist nicht unser Feind. Würdest du mit der Schamanin im selben Ton reden? Waldhüter, verzeih ihm, es sind der Zorn und die Verzweiflung, die sein Herz regieren. Es ist die schlimmste Schmach, die ein Elf erleiden kann. Es tut mir Leid!“

„Albaron, wir haben unsere Fehler, wie ihr die euren. Dennoch hat Laurentius recht. Ich weiß, dass ich längst hätte handeln müssen. Die Menschen sind Raubritter, die sich der Macht und der Völker bemächtigt haben. Es bedarf eines Volkes freier Raubritter, dem Gemetzel durch Gemetzel ein Ende zu machen. Doch - vergib mir - dazu bin ich nicht fähig. Ich bin ein schwacher Vasall. Menschen haben Angst vor Menschen. Das ist unser größtes Problem. Diejenigen, die ihre Gegner nicht fürchten, steigen auf zu Ruhm und Reichtum. Man nimmt sie auf in die Familie, gibt ihnen Geld und Macht. So geschieht es und so ist es in der Geschichte der Menschen immer und immer wieder geschehen. Eines Tages ersticken dann die Menschen an ihrer eigenen Habgier und löschen sich gegenseitig aus. Dann haben sie wieder Tausend Jahre Zeit von vorne zu beginnen.“

„Habe ich dir nicht erst heute andere Bilder, andere Wege gezeigt, Florenz“, mischte sich die Schamanin ein, nahm ihn tröstend in die Arme und strich über sein Haar.

„Nicht alles ist so schlimm, wie es im Augenblick zu sein scheint. Du hast ein gutes Auskommen, musst nicht hungern und kannst helfen. Vergiss deine Ohnmacht, dann wird sie sich auflösen.“

Auflösen! Das waren doch alles leere Worte. Aus dem Munde der Schamanin klangen sie schön. Wie sollte sich etwas auflösen, das gerade erst seinem Höhepunkt entgegenging. Nichts würde sich auflösen. Der Bürgermeister hatte es sehr deutlich gesagt. Man würde ihn nach Süddeutschland versetzen in ein entferntes Revier. Er würde es schon lernen, den Mund zu halten.

„Nein, Frau Viviane ...“

„Nenn mich Lena-Viviane, wenn du magst. Ich habe dir nahegelegt, dich nicht mehr so häufig zu entschuldigen. Dieses eine Mal bitte ich dich nun um Verzeihung. Du hast an einem Tag erfahren, wofür zwei Jahre oder länger eine kurze Weile sind. Die Ereignisse haben dich überrollt und auch mich. Gerne würde ich noch einmal von vorne beginnen. Doch ich sehe nicht, wie das gehen soll?“

„Die Dinge sind so gekommen, wie sie kommen mussten“, antwortete Florenz nachdenklich, „Du hast nicht meine Ausbildung begonnen, du hast meinen Knoten gelöst. Sehr viel möchte ich von dir noch lernen, wenn ich darf. Ich habe nicht gelernt, dass in meiner Umgebung Elfen existieren. Schon immer konnte ich sie sehen. Ich habe gelernt sie zu benennen. Viele Phantasien hatte ich. Und ich habe sie in einen Käfig gesperrt, weil man mir sagte, dass solche Phantasien krank machen. Ich hatte Angst, die Wahrheiten zu akzeptieren, die sich mir seit langem offenbart haben. Immer und immer wieder erlebte ich die wunderbare Vielfalt und beschränkte mich auf das winzige Mosaik des Anerzogenen. Du hattest recht mit den Freunden. Sie sind schon da. Wir werden reden.“

„Da nun alles geklärt ist: kannst du uns helfen - Mensch?“

Laurentius hatte das Gespräch mit Interesse verfolgt. Sollte er Mitleid für die Menschen empfinden? Er wusste es nicht. Ein Hoffnungsschimmer glomm in seinem Herzen auf, am Ende ins Moor zurückkehren zu können - nach Hause. Was Lena-Viviane in drei Jahren nicht zustande gebracht hatte, war endlich klar benannt.

„Ich nehme die Herausforderung an!“, antwortete Florenz mit einem Gefühl zwischen Wahnsinn und Heldenmut. Sicher konnte er nicht in die Ratsversammlung platzen und erklären: ihr habt unzählige Elfen getötet, deshalb stirbt der Wald.

Der eingeschlagene Weg war sicher nicht verkehrt. Er hatte ja auch etwas sehr Überzeugendes. Seit dem Bau des Turmes waren die Besucher weggeblieben. Das musste als Argument reichen. Zusätzlich würden Untersuchungen über den kranken Wald am Turm und den gesunden Wald hinter dem Berg ein gutes Druckmittel abgeben, da war er sicher.

„Weißt du, was du tun wirst?“

Die Schamanin sah Florenz zweifelnd an. Mit all ihrem Wissen, ihrer Magie hatte sie nichts erreicht. Er würde es nicht leicht haben. Ein Gebäude, das einmal erbaut war, riss niemand gerne wieder ein.

„Lass uns gehen!“, beschloss Florenz Wolf, „der morgige Tag könnte sehr turbulent werden.“

Der Rat der Bürger

Seit er die Zusammenhänge kannte, hatte Florenz Wolf sich so richtig unbeliebt gemacht. Bürgermeister und Forstamt arbeiteten an einer Möglichkeit den Heißsporn, wie sie ihn nannten, aus dem Verkehr zu ziehen. In der Familie fand Florenz, wie man sich denken kann, ebenfalls keinen Rückhalt.

„Einmal“, dachte er, „nur ein einziges Mal möchte ich sie mit einer Elfe konfrontieren“, aber dieser Wunsch war vollkommen sinnlos. Sie hätten es nicht begriffen.

Die Kollegen waren natürlich auf seiner Seite. Sie hatten Untersuchungen durchgeführt und genau die Ergebnis herausgearbeitet, die Florenz erwartete. Auf der Universität würde sogar eine Forschungsgruppe eingerichtet um zu ergründen, wie dieses unterschiedliche Wachstum der benachbarten Wälder zustande kam. Es fiel Florenz schwer, nicht mit der Wahrheit herauszuplatzen.

Im Dorf hatten sich viele Menschen für die Abschaltung des Turmes ausgesprochen. Man kann es Aberglaube nennen, wenn man will, seit dieser Turm auf dem Berg in Betrieb war, machte eine Firma nach der anderen zu. Wie auch immer man dies sonst erklären wollte, der Turm war Schuld und musste weg. Da war es kaum erstaunlich, dass der alte Zwist mit der Kirche neu entflammte. Ewige Zeiten hatten die Menschen am Moor ein einsames nebelhaftes Dasein geführt. Generation auf Generation hatten sie ihr Wissen weitergegeben über die alte Zeit, über Feen und Elfen, über das Monster im Moor und große Zauberer. Dann kamen die Religionskriege und die Inquisition. Der alte Glaube wurde bei Todesstrafe verboten. Die Menschen hielten sich daran und gewöhnten sich mit der Zeit an den neuen Gott. Doch Situationen, wie sie derzeit auftraten, entfachten wieder den alten Glauben. Im Stillen erzählte man sich Geschichten über einen Geist im Moor, der vertrieben worden sei und nun Rache nehme. Selbstverständlich bastelten sie den Turm in jede neue Variante ihrer Geschichte mit hinein.

In die Kirche gingen sie am Sonntag natürlich weiterhin. Sie waren da nicht so streng mit den Regeln. Es konnte doch beides neben einander existieren. Feen und Elfen waren ein netter Gedanke, der die Menschen ablenkte und an etwas anderes denken ließ als Arbeitslosigkeit und wirtschaftlichen Ruin.

Florenz Wolf hatte sich zum Sprecher einer Gruppe gemacht, die forderte, den Turm zu schleifen oder wenigstens außer Betrieb zu nehmen. In weiten Teilen der Bevölkerung fand dies großen Anklang. Nur die Politiker und der Telefonkonzern waren da vollkommen anderer Meinung.

Der Bürgermeister strich jeden Antrag rigoros von der Tagesordnung der Ratsversammlungen und die Telefongesellschaft ließ gerichtlich ein Redeverbot für Florenz Wolf verhängen. Sollte er öffentlich auftreten mit der Forderung, den Turm stillzulegen oder zu zerstören, würde eine Strafe von 100.000.- Euro fällig. Es war unglaublich. Aber immerhin erkannte man nun, in welche politischen Bereiche der Telefongigant vorgedrungen war, wen er schon in der Hand hatte. Und eben das war der Tropfen, der das Fass zum überlaufen brachte. Ein ganzes Dorf probte den Aufstand. Die Rede war plötzlich von hochgiftigen krebserregenden Strahlungen und von fingierten Gutachten, von denen mit einem Mal selbst die Gutachter nichts mehr wussten. Sie können sich nicht erinnern, je eine solche Untersuchung durchgeführt zu haben. Dies verursachte einen Aufschrei in den Wohngebieten der großen Städte. Reihenweise zogen die Mieter der Hochhäuser aus, auf denen Antennen montiert waren. Eine Mastgebühr von 10.000.- Euro stand einem Mietverlust von bis zu 25.000 Euro gegenüber. Im Bezirk um das Silbermoor wurden vorgezogene Kommunalwahlen gefordert und durchgesetzt. Der Bürgermeister hatte die längste Zeit dieses Amt bekleidet. Nun ermittelte man sogar gegen ihn wegen Begünstigung und es waren noch andere Namen im Gespräch, von höheren Tieren bei Verwaltung, Polizei, Staatsanwaltschaft. Florenz Wolf hatte da etwas angerührt, das letztlich vollkommen aus dem Ruder gelaufen war. Er hatte tatsächlich erreicht, dass der Turm abgeschaltet wurde. Das Redeverbot störte

ihn selbst am wenigsten. Er war nie ein Mensch großer Worte gewesen. Eine Welle von Prozessen würde anrollen. Einige Politiker mussten ihren Hut nehmen, bekamen als Ausgleich eine fürstliche Pension. Und den kleinen Leuten würde man erzählen, dass ein winziges Dorf im Solling Schuld daran sei, dass ihr Handy-Empfang nicht durchgängig gut wäre.

Florenz Wolf interessierte sich viel mehr für sein Moorgebiet. Ein Arbeitsverbot gegen ihn war nie in Kraft getreten und so konnte er sich wieder voll und ganz dem Leben im Moor widmen.

Die Waldelfen kehrten auf die Moor-Insel zurück. Die Moorelfen auf ihren uralten Baum. Laurentius war nach Osten unterwegs, um nach seinem Volk zu suchen. Er hoffte sie alle heil wiederzusehen und überreden zu können ins Moor zurückzukehren.

Es war an einem wunderschönen Herbstmorgen als Florenz sich mit Lena-Viviane auf der Moor-Insel traf. Sie setzten sich unter die alte Eiche und erwarteten schweigend den Sonnenaufgang. Die Welt um sie herum war wieder etwas freundlicher geworden, etwas farbiger. Die Blätter der Bäume machten keine Anstalten zu welken. Alles blühte und gedieh, dass es eine Pracht war. Selbst nachdem die Sonne längst über den Berg gekrochen war, sahen beide in den Wald ihrer Zukunft.

„Glaubst du, es wäre auch ohne unser Zutun so gekommen?“, überlegte Florenz, dem seine Rolle in der ganzen Angelegenheit viel zu groß war.

„Es wäre irgendwann gekommen. Wärst du nicht gewesen, dann hätte sich die Natur über kurz oder lang einen anderen Helfer ausgesucht. Denk nur daran, wie schnell die Leute sich an die alten Geschichten erinnern konnten. Aber es ist gut, so wie es ist.“

Die Schamanin kramte eine Wurzel aus ihrer Ledertasche und brach sie in zwei Teile. Eines davon reichte sie Florenz, der es dankend annahm.

„Irgendwie hat damit alles angefangen“, grübelte er und biss herzhaft hinein.

„Angefangen? Nein, angefangen hat alles viel früher. Du hast selbst erzählt, dass du schon immer etwas geahnt hast, aber nie darüber sprachst. Weißt du noch?“

„Ja! So gesehen ist die Geschichte noch viel, viel älter. Hat deine Mutter eigentlich noch etwas von dem Pulver? Ich würde mir das Häuschen im Wald sehr gerne noch einmal ansehen.“

„Besuch sie. Ich glaube ihr wart mit Reden ohnehin noch nicht fertig.“

Drei Tage später saß Florenz bei der alten Frau, erzählte ihr Geschichten von den wundervollen Pflanzen im Moor, von den Elfen, die mit Libellen um die Wette flogen, von der alten Eiche. Dann bat er sie, ihn noch einmal in die Vergangenheit zu führen.

Sie schürte das Feuer, warf ein wenig von dem geheimnisvollen Pulver hinein und schloss die Ofenklappe. Einen Moment lang geschah nichts. Unvermittelt ließ der Duft vor Florenz Augen diesen Wald entstehen, der mächtiger, ursprünglicher, gewaltiger und viel schöner war, als all das, was er an Wald kennen gelernt hatte. Ein Wald, der tief und unheimlich, gleichzeitig aber hell und weiträumig war. Das Bild der kleinen armseligen Hütte tauchte wieder auf, wie er es sich ersehnt hatte. Aus dem Kamin kroch ein wohlriechender Dampf von einer Kräutersuppe. Es war früh am Morgen. Seine Füße waren nass vom Tau, leichter Nebel kroch über den Boden. Florenz war vollkommen aus der Puste. Doch in dem Moment, als er die Hütte zwischen den Bäumen entdeckt hatte, war sein Herz fast zersprungen vor Freude. Jemand hatte die Tür geöffnet. Sein Herz machte Purzelbäume vor Freude und Sehnsucht. Dieses Mal fasste er den Mut und trat ein. Er war endlich zu Hause.

„Eines Tages wirst du selbst wissen, wie dieses Pulver hergestellt wird“, flüsterte eine ferne Stimme, „es ist zwar noch ein weiter Weg, aber du wirst ihn schaffen, da bin ich sicher!“

Die Stimme schwand doch die Hütte blieb. Jemand griff nach seiner Hand. Er sah auf und blickte in jene zauberhaften Augen, von denen er solange geträumt hatte.

Myriel lebte wieder richtig auf. Als Elvarin hatte sie eine Menge zu lernen. Sie war begierig sofort damit zu beginnen. Am Abend saß sie mit Albaron im Wipfel der alten Eiche. Sie sahen hinauf in einen sternklaren Himmel, genossen den sanften Sommerwind und träumten von vergangener Zeit.

„Wo sind sie wohl hingegangen?“, fragte Myriel nach einer Weile.

„Sie sind beide so sehr mit dem Elfenreich verbunden. Sie werden schon bald in unserer Mitte wiedergeboren werden. Warte auf das kommende Frühjahr. Jetzt, wo die Dinge wieder geordnet sind, werden neue junge Elfen das Licht der Welt erblicken. Das ist wohl einer der Unterschiede zwischen Elfen und Menschen. Immer wenn die Welt in der Dunkelheit zu versinken scheint, steigt bei den Menschen die Anzahl der Geburten. Wenn die Not am größten ist, dann gebären sie neue Generationen von Menschen, die mit der veränderten Welt besser im Einklang sind als ihre Vorfahren. Die Menschen nennen das Evolution oder einfach Weiterentwicklung. Wir Elfen dagegen sind Lichtwesen. Unser Wesen und unsere Aufgabe ist von Zeitalter zu Zeitalter geblieben. Die Pflege der Natur ist unser Schicksal und nur wenn wir dieses erfüllen, können wir glücklich sein.“

„Ist das auch die Aufgabe der Elvaren?“

„Ja und Nein!“, gab Albaron zu bedenken, „manchmal sind die Dinge kompliziert. Dann müssen wir von den gewohnten Arbeiten Abstand nehmen und uns Angelegenheiten widmen, die bisweilen nicht unserer Natur entsprechen. Würde ein ganzes Elfenvolk sich an solche Aufgaben heranwagen, wer würde dann die Bäume heilen, mit den Libellen fliegen und das Wasser reinigen? Nein, es dürfen immer nur wenige sein. Wir erkennen sie schon früh in ihrer Jugend. Denke nur daran, wie sehr du dich von deinen Freunden unterscheidest. Du fliegst etwas höher, siehst etwas weiter, riechst etwas besser. Du hast Ahnungen von Dingen und Entwicklungen. Deshalb warst du von

Geburt an ausgewählt, eine Elvarin zu werden. Auch wenn unsere liebe Lavra noch leben würde, wäre dein Leben in dieser Richtung verlaufen.“

„Du wusstest es schon sehr lange? Warum hast du mich nicht viel früher angeleitet, es hätte Halphaid vielleicht das Leben gerettet.“

„Das hätte es ganz sicher nicht getan. Seine Entscheidung unser Volk zu verlassen hatte er schon vor Jahren getroffen. Du warst seine beste Freundin, doch er fühlte, dass du nicht das Leben einer einfachen Elfe führen konntest. Er hätte dir immer im Wege gestanden. Deshalb wollte er gehen.“

„Das ist nicht wahr!“; protestierte Myriel. Eine Träne rann über ihre Wange.

„Es ist wahr und du weißt es!“ Albarons Stimme blieb sanft und dennoch sehr bestimmt. „Du musst dir keinen Vorwurf machen. Wäre er nicht durch diesen schrecklichen Turm ums Leben gekommen, hätte ihn ein anderer Schicksalsschlag ereilt. Es war ihm so bestimmt. Du hättest nichts daran geändert, selbst wenn du nicht auserwählt gewesen wärest zur Elvarin. Es ist der Lauf der Dinge.“

„Wenn so der Gang der Dinge ist“, schluckte Myriel, „dann will ich damit nichts zu schaffen haben.“

Myriel flog zornig und verzweifelt auf. Ihre Gedanken waren aufgewühlt. Was sollte sie nun tun? Die Verantwortung für ihr gesamtes Volk übernehmen, wenn sie nicht einmal einen einzigen hatte retten können - das konnte sie nicht.

„Du kannst das Amt zurückhaben, Albaron!“, entschied sie. „ich will eine einfache, ganz normale Elfe sein. Keine Entscheidungen! keine Führung! Ich will niemand sein außer Myriel, die kleine Elfe!“

„Das kannst du dir nicht aussuchen. Deine Fähigkeiten haben für dich entschieden, nicht dein Wille. Dieses Volk braucht dich, das musst du begreifen. Deine Taten stellen dich an die Spitze und deine Vorstellungen. Du hast bemerkenswerte Ideen, die braucht unser Volk. Ohne dich wären wir vielleicht alle im Moor verendet. Du kannst es nicht ablehnen. Es ist einfach zu schnell über dich hereingebrochen. Lavra und ich hatten Zeit, an unserer Stellung zu

wachsen. Vergiss für den Augenblick die Ereignisse der letzten Zeit und fang ganz unten an auf der Elfenleiter. Beginne in der Feenwelt. Besuche sie, nicht im Traum. Du wirst sie als liebenswerte Wesen erkennen und zu Freundinnen gewinnen.“

„Nach dem, was sie mit dem armen Moormonster gemacht haben? - niemals!“

„Was haben sie denn mit ihm gemacht. Sie haben sein Herz gebrochen, indem sie ihn ihre Liebe spüren ließen. Das willst du ihnen vorwerfen?“

„Und warum ist das Elfenreich am Tage strahlend schön und in der Nacht garstig und kalt?“

„Weil es nicht ihr Reich ist. Sie leben dort in Palästen aus Pflanzen, die prächtiger sind als alles, was du dir erträumen kannst. Doch Nachts herrschen andere Kräfte, andere Gesetze. Deshalb kommt niemand in ihre Schlösser nach Sonnenuntergang. Du hast ihnen ein großes Unrecht angetan, ohne es zu wissen. Ich erhielt Nachricht von Ahlad Vanadil, der Herrin von Vaahaz, nach dem Vorfall. Sie hatte damals deinen Ruf gehört, war hochofret, dich nach diesen unsäglichen Ereignissen wiederzusehen. Bis weit nach Einbruch der Dunkelheit hatte sie die Tore für dich offengehalten. Du warst einfach zu langsam.“

„Aber was geschah denn mit Grendl? Wieso lebt er in einer kalten, einsamen Höhle?“

„Das tut er nicht. Es saß am Eingang des Palastes, Dich zu erwarten; denn auch er war froh, dich zu treffen. Du hast für ihn mehr getan, als sich ein derartiges Urwesen jemals von einer Elfe erträumt hätte.“

„Er wollte mich fressen!“

„So - wollte er das? Warum hat er es dann nicht getan?“

„Weil ich aufgewacht bin. Damit war der Spuk vorbei und er konnte es nicht mehr.“

„War er nicht.“ Albaron schüttelte traurig den Kopf. „Ahlad Vanadil hatte ansehen müssen, wie die Grausamkeit der Nacht dich überfiel. Sie hatte gehofft, du könntest den Palast erreichen. Doch die Nacht war schneller. Die Fee hatte

dem Ungeheuerlichen Tür und Tor geöffnet. Es war eine Dummheit, das wusste sie nur zu gut. Grendl hatte gefleht und gebettelt. Du hattest ihn aus diesem ewigen Gefängnis befreit. Er war dir sein Leben schuldig. So hielt er am Tor aus bis du ihn endlich erreichst. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Kälte bis tief in die heiligen Hallen hineingebissen. Mit letzter Kraft verteidigte das Moormonster, was noch zu verteidigen war. Schließlich wusste er, dass der Palast verloren war und aufgegeben werden musste. Einzig um dich vor der furchtbaren Gefangenschaft zu retten, drohte dir Grendl und zwang dich somit, deinen Traum zu beenden.“

„Dann war doch alles nur ein Traum?“, atmete Myriel erleichtert auf.

Albaron schwieg. Er biss sich auf die Zunge, dass er es überhaupt erzählt hatte. Es war ganz sicher nicht die geeignete Geschichte, das Selbstzerwürfnis zu zerstreuen, unter dem sie ohnehin schon litt.

„Es war doch nur ein Traum!“, wiederholte Myriel und schüttelte den Elvar am Arm. „Sag mir, dass es nur ein Traum war! Sag es mir sofort!“

Albaron schüttelte den Kopf: „Kein Traum! Elvaren träumen nicht irgendwelches Zeug daher. Sie tun, was sie tun, gründlich. Auch das ist angeboren und du kannst es nicht verhindern. Wenn andere träumen, reist du durch fremde Welten, besuchst Freunde, bestehst Abenteuer oder gleitest dahin. Aber immer ist es dein volles Bewusstsein.“

„Das glaube ich einfach nicht!“, schimpfte Myriel, „ich bin ein Monster. Ich bin gefährlich für Wesen in Welten, die ich nicht einmal kenne. Albaron, du musst mich sofort töten. Ich bin ein Monster, eine unglückliche, unheilbringende Kreatur! Tu doch was!“

Albaron nahm sie fest in die Arme. Aus seinen Händen traten zarte Strahlen der Freude und Heilung. Unmerklich begann er eine sanfte Melodie, hüllte Myriel ein, wie die Elfen es sonst nur mit den kranken Bäumen taten und öffneten so ihre Seele - Frieden zu finden. Myriel wehrte sich nicht, fiel in eine Wolke aus Sehnsucht und Hoffnung, spürte den reinigenden Schein des Lichtes, fühlte

Wärme und Liebe. Anders als in der Pflanzenwelt glitten ihre Sorgen und Nöte dunkel in die Nacht. Ein altes Ritual, das Albaron lange Jahre nicht mehr angewandt hatte. Er schmunzelte ein wenig, dass es ihm noch gelang.

Verwirrt sah Myriel ihn an, als sei sie aus einem tiefen Traum erwacht.

„Was war das? Was ist mit mir geschehen? War ich nicht eben noch ... ach ich weiß nicht wo?“

„Es ist alles gut. Mach dir keine Sorgen!“, beruhigte der Elvar. Seine Gedanken glitten mit den ihren über die Wipfel der Bäume dahin, dem nächtlichen Himmel entgegen.

Erst viele Tage später kam die Erinnerung an das Gespräch zurück. Myriel war nicht mehr geprägt von Furcht und Selbstvorwürfen. Manchen Wunden muss man ein paar Tage Ruhe gönnen, damit sie sich schließen, in der Seele wie im Körper. Myriel hatte sich zurückgezogen und über die Dinge nachgedacht. Mit dem entsprechenden Abstand hatte sie eine Entscheidung getroffen.

„Albaron, was kann ich tun, um die Angelegenheit wieder ins Lot zu bringen?“, fragte sie etwas unsicher.

„Du hast einen rechten Scherbenhaufen hinterlassen. Vaahaz ist fast vollkommen zerstört. Ahlad Vanadil ist in Gefangenschaft geraten. Von Grendl weiß ich nur, dass er um die Fee gekämpft hat bis zum letzten Atemzug. Diese Urwesen sind in der Regel sehr zäh. Kann sein, dass er überlebt hat. Wenn du dich entscheidest zu gehen, dann solltest du eine Begleitung mitnehmen. Lena-Viviane hat das Feenreich schon häufig besucht. Sie wird dich sicher begleiten. Weißt du, wo sie zu finden ist?“

„Ich werde zu ihr fliegen!“, schluckte Myriel, „muss ich noch irgendetwas über das Land der Feen wissen? Ich fürchte mich ein wenig.“

„Alles, was für dich wichtig ist, wird dir die Schamanin erklären. Du kannst ganz sicher keine bessere Führerin haben. Du solltest nicht zu lange warten.“

Noch ehe die Sonne über den Bergen versank, machte sich Myriel auf den Weg zu Lena-Viviane. Tausend Sachen gingen ihr durch den Kopf. Vor allem hoffte

sie, Grendl lebendig zu sehen. Sie hätte es nicht ertragen, wenn er für sie sein Leben gelassen hätte.

Noch bevor die völlige Dunkelheit einsetzte, hatte Myriel das Haus der Schamanin erreicht. Vorsichtig lugte sie durchs Fenster. In der Küche saß Lena-Viviane mit ihrer Mutter zusammen. Myriel klopfte. Es dauerte eine Weile, bis Lena-Viviane die Elfe am Fenster entdeckte. Doch dann stand sie sofort auf und öffnete es.

„Myriel, komm doch rein. Das ist aber ein netter Besuch, damit hätten wir jetzt gar nicht gerechnet. Mutter sieh mal, wer hier ist!“

Myriel erzählte kurz, was sich im Feenreich zugetragen hatte. Die beiden Frauen schienen dies nicht zu wundern.

„Es ist nicht deine Schuld, Elfe!“, antwortete die Alte, die sich nachdenklich die Augen rieb. „Nicht überall sind die Feen so beliebt wie bei uns. Sie haben viele Feinde in der alten Welt. Wenn ich es richtig deute, dann haben die dunklen Kräfte dich als Köder benutzt, weil sie genau wussten, dass Ahlad Vanadil es niemals zulassen würde, dass dir etwas geschieht.“

„Aber dann bin ich trotzdem Schuld. Ich hätte mich nicht in das Feenreich hineinräumen dürfen.“

„Du wusstest doch nicht einmal etwas von deinen Fähigkeiten. Wie hättest du es denn da verhindern können. Dich trifft keine Schuld. Viviane, wirst du etwas unternehmen?“

Erwartungsvoll sah sie ihre Tochter an.

„Ich werde morgen früh durch das Tor gehen. Myriel sollte bei dir bleiben. Ich denke nicht, dass sie genügend auf eine solche Reise vorbereitet ist.“

„Und was ist mit deinem Lehrling, Florenz?“, die Alte schmunzelte.

„Mutter, hör endlich auf.“ Zu Myriel gewandt, fuhr sie fort: „Sie versucht es ständig. Mutter lass das! Es ist nicht komisch!“

„Komisch nicht, aber vielleicht sinnvoll. Eines Tages musst du ihm die Feenwelt zeigen, warum also nicht gleich?“

„Weil er ebenso unbedarft ist wie Myriel. Wie soll ich Ahlad Vanadil befreien mit einem Klotz am Bein. Weißt du was geschieht, wenn er einer Fee unvorbereitet in die Augen blickt? ... das kann ich nicht tun!“

„Ich werde dich begleiten!“

Myriel war festentschlossen dieses Abenteuer auf sich zu nehmen. Ohne ihre Begleitung würde die Schamanin niemanden befreien.

„Na gut!“, entschied Lena-Viviane, „die Elfe kann mich begleiten. Aber Florenz erfährt kein Wort von der Sache, hast du verstanden Mutter? - kein Wort. Und jetzt sollten wir uns alle noch ein wenig ausruhen. Der morgige Tag wird nicht lustig werden.“

Damit verabschiedete sie sich.

Myriel war nicht müde. Sie wollte sich lieber noch eine Weile mit der alten Frau über vergangene Tage unterhalten.

Noch vor Sonnenaufgang kam Lena-Viviane herein. Sie hatte ein Bündel gepackt und forderte Myriel harsch auf mit ihr zu kommen.

„Du bist sicher, dass du bereit bist, diese Reise mit mir zu unternehmen, Elfe?“, fragte sie mürrisch.

„Wenn ich nicht sicher wäre, hätte ich es gestern Abend gesagt. Ich muss es tun.“

„Also gut, dann kann uns nichts mehr aufhalten!“

Die Schamanin nahm das Bündel über die Schulter und lief mit zügigem Schritt in Richtung Wald.

„Wir müssen bis zum Sonnenaufgang am Tor sein!“, erklärte sie, „sonst können wir es nicht öffnen. Schnellen Schrittes sprang sie über einen kleinen Rinnsal, spurtete einen Hang hinauf, auf der anderen Seite wieder hinab.“

Kurzatmig befahl sie Myriel, nach einem grün-schillernden Kreis zwischen den Bäumen Ausschau zu halten.

„Es muss da irgendwo sein. Siehst du, wo die ersten Sonnenstrahlen hinfallen? Da wird es sich öffnen.“

Myriel schwirrte zwischen den Bäumen durch. Sie hatte etwas entdeckt, einen Lichtschimmer, der zu einem Kreis von wenigstens zwei Metern Größe anwuchs.

„Das ist es!“, schrie sie und wies auf die leuchtende Scheibe.

„Wir müssen uns beeilen. Es schließt sich sobald es seine gesamte Größe erreicht hat.“

Sie hechtete darauf zu und sprang mit einem gewaltigen Satz hindurch. Myriel flog hindurch, ohne einen Anflug von Hatz oder Mühe.

Das Land auf der anderen Seite des Tores war flach. Hatte Myriel einen hohen Wald erwartet, so war das Erstaunen um so größer, dass sie vor einer weiten Ebene standen. Ein angedeuteter Weg, wohl eher ein Wildpfad, führte über das Plateau zu einem See, der in der Ferne im Sonnenlicht schimmerte. Ein vollkommen anderes Bild als in Myriels Traum, das diesem jedoch keineswegs in Schönheit nachstand.

Zwei übergroße Libellen flogen neugierig auf die Eindringlinge zu. Während sie die Schamanin keines Blickes würdigten, waren sie sichtlich beeindruckt, hier eine Elfe zu treffen. Sie musterten Myriel abschätzend, stupsten sie in die Seite, sahen sich zweifelnd an und schwirrten davon.

„Glaubst du, sie kommen wieder?“ fragte Myriel die Schamanin leicht verunsichert.

„Die nicht!“, antwortete Lena-Viviane unbeeindruckt, „hast du nicht gesehen, welchen Respekt sie dir entgegengebracht haben?“

„Respekt? Sie haben mich in die Seite gepiekt wie ein Dings ... ach weiß ich nicht. Das nennst du Respekt?“

Sie war ziemlich außer sich, die kleine Elfe. Eine reizende Welt schien das zu sein.

„Siehst du die Insel auf dem See?“ Lena-Viviane zeigte auf einen winzigen Fleck, kaum zu erkennen auf der glänzenden Wasseroberfläche.

„Es ist der Sitz des Shra. Ich vermute, dass sie Ahlad Vanadil dort festhalten.“

Myriel bemühte sich, mehr zu sehen als nur einen dunklen Punkt am Horizont. Selbst als sie näher kamen konnte sie nichts ausmachen, das einem Palast, einer Burg oder Festung auch nur im Entferntesten ähnelte.

Weit vor sich entdeckte Myriel stattdessen Reiter, die über die Ebene galoppierten. Es waren etwa fünf oder sechs. Sie hielten eine Zeitlang direkt auf die Schamanin und Myriel zu.

„Komm herunter“, flüsterte Lena-Viviane und verschwand selbst im Knie hohen Gras, „konntest du erkennen, was das für Reiter sind? Haben sie Waffen? Sind sie gepanzert?“

Myriel schüttelte den Kopf. Ihr kamen sie eher vor wie wilde Kinder. „Sie reiten ohne Sattel. Hilft dir das weiter?“

„Dann wird man sie vermutlich fangen!“, seufzte die Schamanin, „es ist ein Jammer!“

Myriel war fassungslos. Kinder fangen? Was war das für eine Welt. Sie schwirrte empor, als sie den fliegenden Schatten entdeckte. Er trieb die Kinder geradewegs auf den See zu.

„Myriel, komm herunter. Willst du uns unbedingt in Gefahr bringen?“ Lena-Viviane klang ziemlich verärgert.

„Mach solche Dummheiten nie wieder, wenn du in einem fremden Land bist, verstanden?“

Sie hatte es begriffen. Myriel stellte sich neben die Schamanin ins Gras.

„Was machen wir jetzt?“, wollte sie ungeduldig wissen.

„Wir warten. Erst wenn es die Kinder durch den See getrieben hat, werden wir weitergehen.“

„Aber was ist mit der Dunkelheit. Ist sie nicht zu gefährlich?“

„Sicher ist sie das. Aber - willst du dich länger in dem Schwarzen Schloss verstecken als nötig ist?“

„Wie meinst du das: noch länger?“

„Wir werden die Nacht dort verbringen. Das meine ich mit noch länger. Einen besseren Ort als das Schwarze Schloss kenne ich in dieser Gegend leider nicht. Vielleicht gibt es auf der anderen Seite des Sees eine Höhle. Aber wer weiß das schon?“

Myriel schluckte. Im Schwarzen Schloss. Sie lugte über das Gras.

„Sie sind weg. Ich glaube, wir können weiter.“

Lena-Viviane zögerte. Sie robbte lieber durch das hohe Gras. Der freie Blick über die Ebene war für die Unholde des Shra geradezu eine Einladung Gefangene zu machen. Während sie sich mühsam vorarbeitete, kontrollierte Myriel die Gegend. Nichts regte sich. Nur die Sonne zog weiter in den Westen und würde in weniger als einer Stunde weit im Osten versinken. Für eine Elfe ist das Zwielflicht der Dämmerung ideal. Zu keiner Zeit ist sie so schwer auszumachen, wie zu dieser; es sei denn sie fliegt geradewegs in die Silhouette des Abendrots hinein. Aber das wusste Myriel sorgsam zu verhindern. Sie wagte schon mal einen Abstecher über den See. Die Festung auf der Insel bestand aus einem Erdwall, wenigstens äußerlich, der sich um das gesamte Eiland erstreckte. Dahinter gab es drei steinerne Treppen, die in die Tiefe führten. Einer der Schächte war mit Fackeln ausgeleuchtet.

Myriel erzählte der Schamanin, was sie gesehen hatte.

„Kannst du mein Bündel nehmen?“, fragte diese und reichte der Elfe den Stoffsack, der beinahe doppelt so groß war wie sie selbst. Myriel zerrte und zurrte.

„Bis zur Insel werde ich es wohl schaffen!“

Sie torkelte durch die Luft wie ein verletztes Huhn, keuchte und stöhnte und hielt den Sack ganz knapp über dem Wasser. Lena-Viviane stieß sich lautlos vom Ufer ab. Sie war eine hervorragende Schwimmerin und erreichte so

unbemerkt das Eiland. Geschickt schwang sie sich über den Erdwall, schnappte sich den Beutel und verschwand ohne ein Geräusch in einem der dunklen Schächte. Myriel folgte ihr. Das Loch, in das sie hineingekrochen waren, schien nicht häufig benutzt zu werden. Die Stufen waren staubig, an den Wänden hingen uralte Spinnenweben.

„Glaubst du, dass wir hier richtig sind?“, flüsterte Myriel.

Lena-Viviane zuckte mit den Schultern. „Solange uns niemand findet sind wir immer richtig. Kannst du in den beleuchteten Schacht hineinfliegen und nach der Fee suchen?“

Myriel sah die Schamanin mit aufgerissenen Augen an: „Du willst, dass ich alleine in die Höhle des Ungeheuers fliege, mich fangen, foltern und verspeisen lasse und nebenbei nachsehe, ob ich das Verlies entdecke, in dem eine Fee gefangen gehalten wird, deren Antlitz ich nicht einmal kenne?“

„Genau das!“, grinste Lena-Viviane, „oder ist das etwas zuviel verlangt für eine Elfe?“

Wenn es nach Myriel ginge, viel zu viel. Doch sie sah ein, dass sie weit weniger auffallen würde als eine Menschenfrau.

Die erste Treppe führte zu einer Gittertür. Die Stäbe waren weit genug auseinander, um eine Elfe ohne große Probleme hindurch zu lassen. Dann ging es weiter in die Tiefe. Der Weg teilte sich. Myriel überlegte. Sie entschied sich bei dieser ersten Inspektion immer rechts zu bleiben. Schließlich wusste sie nicht, wie viele Abzweigungen sie noch nehmen musste, bevor sie ... was auch immer.

In einem Seitengang hörte sie Stimmen. Finstere Burschen mussten das sein. Metall klirrte. Eine Ratte quietschte und raste durch den Gang. In einiger Entfernung tropfte Wasser in beinahe regelmäßigen Abständen in eine Pfütze. Die Stimmen kamen näher:

„Du bringst sie heraus. Es ist deine Gefangene. Du hast sie Shra gebracht, also wirst du es zu Ende bringen.“

„Immer bin ich dran. Sie ist eine Fee. Weißt du, was Feen mit dir machen, wenn sie können?“

„Aber nur dann, du Feigling. Geh jetzt!“

Unter Murren schlurfte ein breitschultriger Kerl durch den Gang, geradewegs an Myriel vorbei. Zähneklappernd flog sie hinter ihm her, sorgfältig darauf bedacht einen beachtlichen Abstand einzuhalten.

Aus einem Käfig schrieen Kinder: „Hilfe, lasst uns hier raus!“ und „Wir wollen nach Hause!“ und „Was haben wir euch denn getan?“

Der grobe Kerl zog eine Klinge aus dem Gürtel und schlug sie gegen die Gitterstäbe, dass es Funken schlug. Die Kinder verstummten.

„Dieses Monster“, dachte Myriel und überlegte, ob sie den Käfig öffnen könnte. Vielleicht auf dem Rückweg. Sie setzte mehr auf Ahlad Vanadil. Die Fee war sicher geschickter in solchen Dingen als sie; wenn sie erst mal frei war.

Der Klotz bog um die Ecke. Myriel wartete einen Moment, bevor sie im weiter folgte. Sie lauschte. Offensichtlich machte er sich an einer schweren Holztür zu schaffen, drehte einen Schlüssel im Schloss herum, dass es fürchterlich quietschte. Myriel hörte ein schleifendes Geräusch. Vermutlich hatte er wieder die Klinge gezogen.

„Du kommst ganz langsam heraus!“, befahl er mit einer grässlichen tiefen Stimme.

„Du brauchst mich nicht zu fürchten!“, antwortete die Fee mit einer Stimme, gegen die Sanftmut wie rohe Gewalt erklang.

„Dich fürchten, ha, das wäre ja wohl noch schöner. Du bist es, die sich fürchten sollte und zwar ganz furchtbar gewaltig. Shra, mein Herr, hat es befohlen. Also fürchte dich!“

Die Fee kicherte leise. „Dein Herr hat es also befohlen. Wie soll ich mich denn vor ihm fürchten, wenn ich ihn nicht einmal zu Gesicht bekomme, lieber Diener deines Herren?“

„Hör auf, so mit mir zu reden, sonst werde ich dir zeigen, was ich alles anstellen kann mit einer Fee. Ich habe keine Angst, hörst du, ich habe keine Angst.“

>Mein Herr will, dass du dich fürchtest!<

Myriel kam ein Verdacht. Wenn der stimmte, dann würden sich die Dinge am Ende doch noch zum Guten entwickeln. Wollen wir doch einmal sehen, wie furchterregend eine Elfe sein kann, dachte sie und schrie einen dermaßen schrillen Ton heraus, dass es sie in der Kehle schmerzte.

„Was war das?“

Der Klotz sprang mit hoch erhobener Klinge herum.

Ahlad Vanadil nutzte die Gelegenheit zur Flucht.

„Hier entlang!“, wisperte Myriel, schlug aufgeregt mit den Flügeln und hoffte, dass die Fee sie entdeckte - und nur die Fee.

Während sie die Gänge entlang hasteten, erzählte Myriel von den Kindern. Noch ein paar Meter, dann hatten sie den Käfig erreicht.

„Sieh nach, ob er kommt!“, befahl Ahlad Vanadil. Im Handumdrehen hatte sie ein schweres Vorhängeschloss in ihren glühenden Feenhänden geschmolzen, die Tür aufgerissen und die Kinder, eines nach dem andern herausgezerrt.

„Kommt, wir müssen fliehen!“, flüsterte sie und rannte wieder auf den Gang.

Der grobe Klotz war noch weit hinter ihnen. Aber Myriel fielen die anderen in dem Nebengang ein. Die Elfe flog voraus um nachzusehen, ob sie etwas bemerkt hatten. Sie machten keinerlei Anstalten sich in die Aufgaben ihres Kumpanen einzumischen.

Noch ein paar Schritte, dann waren sie draußen. Lena-Viviane winkte ihnen, in das andere Loch hineinzuspringen. Einer nach dem anderen machten sie einen wilden Satz in die Grube, ohne zu wissen, was dort auf sie wartete. Hauptsache sie waren erst einmal in Sicherheit.

„Ich glaube, ich habe etwas wichtiges herausgefunden!“, flüsterte Myriel der Schamanin zu.

„Was meinst du?“

„Wegen Shra? Ich denke, ich weiß wer oder besser was Shra ist!“

„Nun sag schon!“, forderte Lena-Viviane sie auf, „muss ich dir denn jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen?“

„Sieh doch selbst!“

Myriel zeigte auf den schwarzen Nachthimmel. Dort fand sie die Bestätigung für genau das, was sie vermutet hatte.

„Ich sehe nur eine Wolke!“, flüsterte Ahlad Vanadil.

„Eine Wolke? Ich glaube zu verstehen, was du meinst! Ein Furchtfresser?“

Myriel nickte. Genau das dachte sie.

„Ob wohl alle Furchtfresser so freundlich sind?“ überlegte sie.

„Willst du es probieren?“, gab die Schamanin zurück, ohne die Wolke auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen.

„Ein Furchtfresser?“, antwortete die Fee, „das würde einiges erklären. Die Wärter wollen nur eins von den Gefangenen: sie sollen sich fürchten. Unentwegt denken sich diese Kerle neue Möglichkeiten aus, Angst und Schrecken zu verbreiten. Und trotzdem tun sie niemandem wirklich etwas.“

Ohne weitere Erklärung schoss Myriel schreiend in die Lüfte, direkt auf die schwarze Wolke zu.

„Hallo Furchtfresser!“, grölte sie, in einem Ton, der für eine Elfe schon ziemlich ungewöhnlich war, „du hast meine Freundin eingesperrt. Was soll das? Weißt du nicht, dass man sich niemals mit einer Elfe angelgt?“

„Furchtfresser? Elfe? Ich weiß überhaupt nicht, was du von mir möchtest. Bitte erkläre es mir!“

„Du weißt also nicht, dass da unten in dem Erdloch, Menschen und Feen, Kinder und Greise festgehalten werden von groben Unholden, dass sie erschreckt,

verängstigt und eingeschüchtert werden, damit du ihre Furcht genießen kannst? von all dem weißt du nichts?“

„Ist das wirklich wahr? Das tun sie alles für mich? Das ist ja rührend! Und ich habe immer gedacht, das dies ein ganz seltsamer Ort ist. Nirgendwo im Feenland wurde meine Arbeit gebraucht, nur an diesem einen Ort. Wenn das so ist, warum sagst du ihnen dann nicht, dass ich die Angst nur aufsauge, damit sie nicht wirr im Feenreich umherfliegt. Die Nächte sind so dunkel und kalt geworden. Da musste ich doch etwas tun, um die Wesen von ihrer Furcht zu befreien. War das so falsch?“

„Du hast es nicht besser gewusst. Wer sollte dir daraus einen Vorwurf machen. Doch nun solltest du diesen Ort besser verlassen!“

„Das werde ich. Wie lange geht das schon so? Jahrhunderte oder Jahrtausende? Was für eine unglaubliche Geschichte. Du hast das Unglück beim Namen genannt, Elfe, bitte sage mir, wie kann ich es dir recht machen?“

Myriel überlegte einen Moment. Es gab eigentlich nichts, was der Furchtfresser für sie tun konnte. Vaahaz, den Palast der Ahlad Vanadil konnte er kaum wieder aufbauen. Die Kälte würde nach und nach verschwinden. Was also konnte er tun?

„Was ist mit Grendl?“ überlegte sie laut. „Kennst du ihn? Kannst du mir sagen, was mit ihm geschehen ist?“

„Grendl, sagst du? Ein Urvieh aus einer Zeit, die wir längst vergessen haben? Ein grausam aussehendes Monster, das man lieber im Moor versenken würde als mit ihm an einem Tisch zu sitzen? Den habe ich nach Hause geschickt. Du glaubst nicht, wie sehr er gejammert hat, nachdem seine Fee verschwunden war. Nie habe ich jemanden so entsetzlich weinen seen. Fern ab von hier, auf der anderen Seite des Gebirges, das sich hinter dem See erstreckt, gab es ein Tal. Grendl saß auf dem Bergrücken, weil er hoffte, die Fee zu entdecken, wenn sie eines Tages zurückkäme. Sein Herz war gebrochen und einsam. So begann er Sturzbäche von Tränen zu vergießen, bis das Tal randvoll war. Randvoll von

seinen Tränen. Nie habe ich jemanden wie ihn erlebt. Selbst als ich ihn nach Hause schickte, ließen Trauer und Verzweiflung kaum nach. Es gib eine alte Geschichte über das Reich der Feen. Es heißt, dass sie den Fremden an sich binden, solange er in ihrem Land verweilt. Mit jedem Schritt trennt sich das Herz jedoch von der Sehnsucht und der Liebe. So hoffte ich, Grendl zu heilen.“

„Du hast gut daran getan!“, lächelte Myriel. „So hast du eine Schuld eingelöst, die aus meinem Handeln stammt. Wir sind uns mehr als eins, ich danke dir von Herzen. Gute Reise mein Freund!“

Während sich die Wolke lautlos vom Firmament löste, erzählte Myriel, was sie erfahren hatte. Im Morgengrauen stiegen Ahlad Vanadil und Lena-Viviane in das Verlies hinab, um das Missverständnis entgültig aufzuklären. Niemand im Feenreich hatte seitdem jemals wieder ein Interesse daran, Furcht und Schrecken zu verbreiten.

Gegen Mittag verließen sie die Insel.

Ahlahd Vanadil versprach, Myriel einzuladen, sobald Vaahaz wieder aufgebaut war. Zum Abschied gab sie ihr eine Kette.

„Solange du sie trägst“, erklärte sie, „bist du mit unserem Reich verbunden. Denke daran und die Tore öffnen sich. So wirst du auch wieder zurück kommen. Ich wünsche mir, dich bald wiederzusehen. Wir müssen uns endlich einmal Zeit zum Reden nehmen!“

Dann verabschiedete sie sich, um die Kinder nach Hause zu bringen, die man zuvor ihrer Obhut unterstellt hatte.

„Was wirst du jetzt tun?“, fragte Lena-Viviane und nahm Myriel in die Arme.

„Ich werde nach Hause fliegen und dort auf Laurentius Rückkehr warten. Es wäre schön, wenn er noch vor dem Winter heimkehrt. Du gehst wohl nicht mit mir?“

Die Schamanin schüttelte den Kopf.

„Ich habe noch ein Bündel, das nach Hause gebracht werden möchte.“

„Warum hast du es mitgenommen, wenn es nach Hause gebracht werden will?“

„Weißt du, da gibt es eine kleine Hütte in einem wundervollen Wald, dort werden wir erwartet.“

„Werden wir uns wiedersehen?“, flüsterte Myriel und hatte einen schweren Klos im Hals, dabei.

„Natürlich sehen wir uns wieder. Vielleicht nicht mehr vor dem Winter. Aber im Licht der ersten Frühlingssonne werde ich dich besuchen, das verspreche ich.“

* * *